»Umbruch«

in: Max Stadler, Nils Güttler, Niki Rhyner,
Mathias Grote, Fabian Grütter,
Tobias Scheidegger, Martina Schlünder,
Anna Maria Schmidt, Susanne Schmidt,
Alexander von Schwerin, Monika Wulz,
Nadine Zberg

cache 01

GEGEN|WISSEN

intercomverlag, Zürich 2020

UMBRUCH Strukturwandel

Die Alpen waren seit dem 18. Jahrhundert Projektionsraum für Vorstellungen über utopische Gesellschaftsformen, natürliches Zusammenleben oder reine Natur. Mitten im wirtschaftlichen Strukturwandel der 1970er und 1980er Jahre wurden sie erneut zum Raumlabor: Im Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft schien in den sich im »Umbruch« befindenden Bergregionen nochmals eine »alte Welt« auf, in der »anders« gearbeitet und gelebt wurde. Diese Arbeits- und Lebensformen wurden von Wissenschaftler*innen beobachtet und beschrieben, von Aussteiger*innen angewendet und von Naturschützer*innen als Beweis für mögliche Alternativen zu Großindustrie und Rationalisierung angeführt. Die Bergwelt stand damit Modell für Wohnen, Leben, Arbeit und Natur in der Wissensgesellschaft – trotz und wegen ihres »Entwicklungsrückstandes«. Ein Blick in die Berge, insbesondere in den Schweizer Kanton Wallis, weist so auf eine wenig beachtete Karriere des Gegenwissens hin: Gegenwissen als Teil einer (innereuropäischen) Entwicklungspolitik, die von der Land- und Energiewirtschaft über den Tourismus bis hin zur erprobten Zukunft, der »Telearbeit«, reichte.

UMBRUCH Wiederbevölkerung der Alpen



Alusuisse (o.V.), Zürich: Swiss Aluminium Ltd. (1964), S. 128.

»›Dieses Land, erkennt ihr es noch? Die Alte an ihrem Spinnrad, wie RITZ und Raphy DALLÈVES sie gemalt haben, der Ziegenhirt, der sein Bockshorn bläst, der Wunderdoktor, der mit Kräutertee und Gottvertrauen salbadert, und das lange Schweigen der Zeit, welches das ungebändigte Wasser des Flusses wiegt: Museumsstücke! Sie sind gekommen, die Beherrscher von Raum und Energie. Sie haben den Weg gebahnt. Das Rad des Lastwagens verwischte die Spuren des Maultiers im Staub. Statt des Stadels und der Scheune bauten sie Garage und Werkstatt. Die elektrische Lampe und die Neonröhre ersetzten die alte Petrolpfunzel und verscheuchten aufgestöberte Gespenster. Eine neue Epoche beginnt, voll Bewegung und Leben. Sie lebten in der Vergangenheit; wir erschliessen die Zukunft.‹

Mit diesen Sätzen zeichnet der Walliser Dichter Maurice ZERMATTEN das Bild des gewaltigen Umbruchs, der sich heute in seinem Heimatkanton vollzieht. Wer heute ins Wallis fährt, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus: Der ganze Kanton gleicht einer einzigen grossen Werkstatt, wo der Hammerschlag des industriellen Zeitalters millionenfach von den Viertausendern widerhallt. Eine fieberhafte Stimmung hat sich der Bevölkerung bemächtigt. Wohin man schaut, herrscht intensive wirtschaftliche Geschäftigkeit. Baustelle reiht sich an Baustelle. Modernste Wohn- und Geschäftshäuser schiessen wie Pilze aus dem Boden. Grossdimensionierte Fabrikanlagen beleben die Silhouette der Ebene, während das Bergland mit riesigen Staumauern und Druckleitungen überzogen wird. Bäuerliche Nester verwandeln sich über Nacht zu angesehenen Industriedörfern, Industriedörfer zu bedeutenden Wirtschaftszentren. Rindviehalpen werden zu Kurorten, Kurorte zu Hochgebirgsstädten. Wohlausgebaute Strassen führen bis in die hintersten Siedlungen und kühne Seilbahnen hissen Menschen und Güter über die steilsten Felsschründe empor. Bis hinauf zu den entlegensten Alphütten dringen die Errungenschaften der modernen Technik. Der Lebensstandard der Bevölkerung steigt, und die Konsumgewohnheiten passen sich grosstädtischen Verhältnissen an. Breite Kreise finden auf einmal Zugang zu den Annehmlichkeiten des modernen Lebens. Die Leute können sich Dinge leisten, die sie früher nur vom Hörensagen kannten.«

Beat Kaufmann: *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton*, Zürich: Polygraphischer Verlag (1965), S. I.

»Nachdem die längste Zeit das Rosafärben die Bergbauerndiskussion beherrscht hat, war es interessanterweise ein Volkskundler (Richard Weiss), der darauf hinwies, dass inmitten der Hochkonjunktur das Proletariat und die Slums heute in den Bergtälern zu suchen seien. [...] Untersuchungen zeigen, dass die sozialen Beziehungen in reinen Bergdörfern von Jahr zu Jahr schrumpfen: die Nachbarschaftshilfe lässt nach, das Zusammensitzen vor dem Haus hört auf, zum Teil als Folge der Abwanderung und der dadurch oft erzwungenen Mechanisierung, die die einzelne Familie zu sehr anspannt und isoliert. [...] Die Landflucht ist im Steigen [...]. Es entwickeln sich, – weil die Mädchen von der Abwanderung besonders stark betroffen sind – ausgesprochene Männerreliktgebiete: Junggesellen und alte Leute bewirtschaften Höfe. Die Frauen spüren zu gut die Überbeanspruchung: sie haben die Kinder zu betreuen, müssen den Stall besorgen und daneben noch Feldarbeit verrichten. [...] Die Gebiete mit ländlicher Industrialisierung (Gewerbe, Fabriken, Fremdenverkehr) bieten denn auch einen günstigeren Eindruck. Industrie und Fremdenverkehr sind eindeutig ›Motor der Wohlstandsförderung‹. [...] [Es] gilt [...] Entwicklungsmassnahmen zu finden [...] die Dorfentwicklung als Ziel haben; und auch das heisst dann – man mag es bedauern – in gewisser Weise Verstädterung. Jedoch: die Einfachheit, Bedürfnislosigkeit und Primitivität zum ›Urwüchsigen‹ zu erheben, überzeugt heute zuletzt die Bewohner dieser Gebiete.«

Urs Jaeggi: »Die Ansicht eines Soziologen«, in: Forum Alpinum (Hg.): *Karger Boden – Schöne Heimat*, Zürich: Forum Alpinum (1965), S. 12–16, hier S. 13, 14, 16.

»Auffallend ist im weiteren der schroffe Übergang von den demographischen und wirtschaftlichen Ballungszentren zu den ›leeren‹ oder sich entleerenden Räumen; ein weiteres Anzeichen für die ungeheure Sogkraft der städtischen und industriellen Agglomerationen und die ständige, den natürlichen Bevölkerungsüberschuss kompensierende Abwanderung der Bevölkerung aus den ländlichen Gemeinden nach den örtlich stark begrenzten Ballungen. [...] Hier hat die Landes-, Regional- und Ortsplanung einzusetzen. Nur sie ist in der Lage, eine ungesunde Übersteigerung der sich unter völlig freien marktwirtschaftlichen Bedingungen immer wieder durchsetzenden und beschleunigenden Konzentrationstendenzen zu verhindern und ein gleichmässigeres demographisches und wirtschaftliches Wachstum aller Landesteile, auch der Berggegenden, zu gewährleisten.«

Francesco Kneschaurek: »Die Bedeutung der Landesplanung für die Berggebiete«, in: Forum Alpinum (Hg.): *Karger Boden – Schöne Heimat*, Zürich: Forum Alpinum (1965), S. 396–400, hier S. 397–398, 399, 400.

Das im Nachgang der schweizerischen Nationalausstellung *Landi 64* entstandene, großformatige Buch *Karger Boden – Schöne Heimat* (1965) versammelte neben Bild- und Textdokumentationen verschiedener Bergregionen der Schweiz zehn Essays von Wissenschaftler*innen verschiedener Disziplinen (vertreten waren neben Soziologie, Volkskunde und Ökonomie beispielsweise ein Kulturgeograf, ein Agrarwissenschaftler sowie eine Psychologin).

»Das Freiheitsstreben, welches die sogenannten ›freien Walser‹ im Hochmittelalter, sicher im Zusammenhang mit den religiösen Bewegungen jener Zeit, bewog, sich in den bisher unbewohnten ›obersten wilden höhinen‹ anzusiedeln und alle Mühen und Gefahren auf sich zu nehmen, hat heute seine Kraft verloren, ähnlich wie der aus dem Glauben erwachsende Pioniergeist der Pilgerväter in der späteren Erschliessung der neuen Welt anderen Motiven gewichen ist. Kann man vom durchschnittlichen Menschen unserer Zeit Zivilisationsaskese oder Zivilisationsabstinenz aus religiösen Gründen fordern – fordern von unserm Standpunkt der Begünstigten und Besitzenden aus? – Die Alpinisten in ihrer Bergflucht – einer Flucht aus dem Tiefland in die Berge – zeigen eine solche Tendenz zur Zivilisationsaskese in den mehr oder weniger unwirtlichen Bergen; der Alpinist ist eine Art Bergmönch, aber eben nur für einige Tage oder Wochen, je nach Belieben; nachher geniesst er um so mehr den schnellen Wagen, das heisse Bad, die frischen Früchte, das weiche Bett... Vielleicht gibt es doch, wenn der Zivilisationsfortschritt im heutigen Masse weitergeht, in Zukunft einmal ein Bedürfnis nach ernsthafter und dauernder Askese, und wenn diese in den Bergen den ihr gemässen Zufluchtsort finden sollte, entstehen auch bei uns Bergklöster wie im Tibet, wer weiss...«

Richard Weiss: »Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart«, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 4/58 (1962), S. 232–254, hier S. 248.

Im Schweizer Kanton Wallis konnte der Umbruch von naturnaher Subsistenzwirtschaft zu industrialisierten Arbeitsverhältnissen besonders direkt mitverfolgt werden – zumindest scheint es so, wenn man die rege Forschungstätigkeit von Schweizer Volkskundler*innen nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet. Eine Gruppe um den Zürcher Professor Richard Weiss operierte dort im alpinen Spannungsfeld von Industrieeuphorie, Naturwüchsigkeit und Zivilisationsflucht: Die Wissenschaftler versuchten, den »Wirbel von Folgeerscheinungen« der sich verändernden Arbeits- und Lebenswelten ethnografisch zu erfassen, zu dokumentieren und einzuordnen. Den technisch-zivilisatorischen Fortschritt sahen sie durchaus angebracht, um der »Proletarisierung« und dem ungleichen Lebensstandard der Bergbevölkerung Abhilfe zu verschaffen, sie warnten aber auch vor den Kosten des Umbruchs. So »verändert

sich das ganze soziale und geistige Gefüge dieser Täler revolutionär, keineswegs nur im schlechten Sinn, aber doch immer mit den schmerzlichen und unharmonischen Begleitumständen jeder Revolution«. Insbesondere die traditionell-kooperativen Arbeitsformen des »Alpinen Menschen« sahen sie dem Verschwinden ausgesetzt. »Wer seine Arbeit geldwirtschaftlich nach Stundenlöhnen einschätzt, leistet nicht nur kein Gemeinwerk mehr, sondern auch andere Gemeinschaftsformen und Gemeindeorganisationen werden für ihn unzweckmässig, unrentabel und überlebt. Individualistisches, unternehmerhaftes Denken setzt sich gerade bei den Begabtesten durch, und diese, soweit sie nicht abwandern, verdrängen oft die alte Gemeindearistokratie mit ihren konservativen überlebten Anschauungen und Daseinsbewertungen aus den Dorfämtern. In den Augen der meisten haben die Sieger recht.«[1]

Der Bau von Kraftwerken, Staumauern und Hochspannungsleitungen – im Wallis und anderen »unterentwickelten« Schweizer Kantonen – war von Anfang an begleitet von lokalen Widerständen und sich artikulierendem Unmut ob der Nebenfolgen der Industrialisierung und Technisierung. Gegen die von der Aluminiumverhüttung verursachten »Giftschäden« etwa – Fluorose bei Kühen, von Fluoremissionen lädierte Wälder, Obst und Gemüse – protestierten Bäuer*innen im aargauischen Fricktal schon in den späten 1950er Jahren, wenig später auch im Wallis: der sogenannte »Walliser Fluorkrieg«. Die »industrielle Dezentralisation«[2] der Schweiz wurde im Wallis insbesondere von Firmen wie Lonza (Chemie/Elektrizität), Ciba (Pharma) und Alusuisse (dem wichtigsten Arbeitgeber der Region) vorangetrieben und erschienen als Teil der Entwicklungsmaßnahmen, die in den Nachkriegsjahrzehnten für die abgehängten, sich »entleerenden« alpinen Regionen gefordert wurden. Was »Entwicklung« genau heißen sollte, war also sehr umstritten, auch wenn zunächst die Modernisierungseuphorie überwog: »Niemand soll es arg anfechten oder zu sehr betrüben«, so der Walliser Schriftsteller (und ehemalige Revierförster) Adolf Fux 1961 apropos »Wallis im Umbruch«, »dass [...] immer mehr Betonmasten und Fabriken in der ›heroischen‹ Landschaft stehen; dass Starkstromleitungen wie Riesenspinngewebe zwischen schlanken Kirchtürmen und Trümmern einstiger Zwingburgen hängen und Isolatorenaugen ins stille Dasein der Dörfer glotzen«.[3]
Umbrüche gab es bald viele zu konstatieren. Es verknüpften sich darin (seit den frühneuzeitlichen Expeditionen von berühmten Naturforschern schon lange zirkulierende) romantisierende Vorstellungen der Alpen als »ursprünglicher« und naturbelassener Raum mit zeitgenössischen Debatten um Landschaftsschutz, Energie- und Industriepolitik sowie der Verteilung von Arbeit entlang von Geschlechter- und Raumgrenzen.[4] Im schweizerischen Berggebiet als besonders exemplarische »Peripherie« wurden diese Fragen ab den 1960er Jahren intensiv verhandelt (eine andere solche vieldiskutierte Peripherie war etwa »der Süden«, innerhalb Europas als mediterraner Raum, global gesehen als »Dritte Welt«).[5] Und spätestens ab den 1970er Jahren waren dann Wasserkraft, Aluminiumindustrie und infrastrukturelle Aufrüstung der Bergkantone heftig umstritten. Migrationen traten als Auswirkung der sich verändernden Arbeitswelten besonders in den Fokus. Die Frage, wie Männer und Frauen sich Arbeit teilten und ob sie auch dort wohnten, wo sie arbeiteten, gemeinsam oder alleine, mit oder gegen die Natur, drängte sich insbesondere in peripheren Räumen wie den Bergen und in Berufszweigen, in denen die gemeinsame (Familien-)Arbeit gerade erst anfing, durch die Technisierung

in Frage gestellt zu werden – wie der alpinen Landwirtschaft.
Während die Diagnose in den 1960er Jahren noch eindeutig ausgefallen war – Entvölkerung der Berggebiete und damit des Raumes, der anteilsmäßig die größte Fläche des Schweizer Territoriums ausmachte –, konnte Martin Schuler in der 1984 publizierten multidisziplinären Studie *Umbruch im Berggebiet* feststellen, dass sich die Abwanderung aus den Berggebieten der Schweiz in den 1970er Jahren verlangsamt hatte – aus verschiedenen Gründen: »[...] der wirtschaftliche Einbruch von 1974, vermehrtes Arbeitspendeln in entferntere Gebiete, ein geringeres natürliches Bevölkerungswachstum, aber auch die Schaffung neuer Arbeitsplätze in verschiedenen Regionen. Wie weit auch Einstellungsänderungen mitgespielt haben, lässt sich nur schwer feststellen: doch schneidet das Berggebiet in jüngeren Untersuchungen nicht nur hinsichtlich seines Wohnwertes überdurchschnittlich gut ab.«[6] Der »Wohnwert« von Bergregionen schien aber nicht nur Alteingesessene zu überzeugen. Ab den 1970er Jahren wurde das Hochland auch zum Ort von Gegenkultur, als nämlich Aussteiger*innen sich vom städtischen Leben zurückziehen und die scheinbare Einfachheit der Alpwirtschaft erfahren wollten.



»Fluorkrieg im Fricktal, Demonstration mit Kühen gegen Fluorschäden, vor dem Verwaltungsgebäude der Alusuisse Zürich«, Comet Photo AG (Zürich), 1963, Com_L12-0378-0002-0005, ETH Bildarchiv.

Widerständige Landbevölkerung: Der Unmut gegen die Alusuisse regte sich (nicht nur im Wallis) früh – wie hier zu sehen beim Aufmarsch Fricktaler Bäuerinnen und Bauern samt Kühen in Richtung Alusuisse-Verwaltungsgebäude in Zürich 1958. Sie protestierten gegen den badischen Ableger der Aluminium Industrie Aktien Gesellschaft, wie die Alusuisse zu diesem Zeitpunkt noch hieß, bzw. gegen die durch die am Rheinufer gelegene Aluminiumhütte verursachte Fluorose. Die Geschichte des »Walliser Fluorkriegs« arbeitete der Journalist Urs P. Gasche 1981 auf: *Bauern, Klosterfrauen, Alusuisse: Wie eine Industrie ihre Macht ausspielt, Beamte den Volkswillen missachten und die Umwelt kaputt geht. Eine wahre Schweizer Geschichte* – »ein Stück dreckiger Walliser Geschichte«, wie die Oberwalliser Zeitschrift *Rote Anneliese* berichten sollte, »geschrieben vom grössten Industrie-Konzern in unserem Kanton – der Alusuisse. Nicht auf Pergamentpapier, sondern auf den Körpern von Mensch und Tier, auf Pflanzen und Gewässern. Helden gibt es keine in dieser Geschichte, aber Gewinner und Verlierer. Auf der einen Seite stehen die jährlichen Riesengewinne der Alusuisse, auf der anderen Seite aber die grossen, ziffernmässig nicht genau abklärbaren Schäden am Menschen und seiner Umwelt.«[7] Die Liste der konstatierten Schäden war eindrücklich: »Langjährige Arbeiter der Walliser Aluminiumhütten erkranken noch heute an Skelettfluorose. Nonnen des Bernhardinerklosters Géronde klagen über Schwindel und schlaflose Nächte. Kühe und Rinder bekommen braune, weiche Knochen und Zähne,

geben weniger Milch und müssen vorzeitig geschlachtet werden. Zwischen Sierre und Martigny sterben Zehntausende von Föhren ab. Der naturgeschützte Pfynwald ist schwer beschädigt. Aprikosen verkümmern tonnenweise. Reben bräunen sich. Die Weinbauern um Chippis müssten ihren Fendant, Johannisberg, Malvoisie und Dôle als ›fluorhaltig‹ anpreisen, wenn für Wein die gleichen Gesetze wie für Mineralwasser gelten würden. Das Heu ist streckenweise so stark verseucht, dass es dem Jungvieh nicht verfüttert werden darf.«[8] ▸SELBERMACHEN / BEWUSSTSEIN / Bewusste Ernährung ▸NO FUTURE / APOKALYPSE / Verseuchte Landschaften



Arbeitsgemeinschaft Umwelt (AGU): *umdenken – umschwenken: Alternativen. Wegweiser aus der grosstechnischen Zivilisation?*, Zürich: AGU (1975), S. L VI 2.

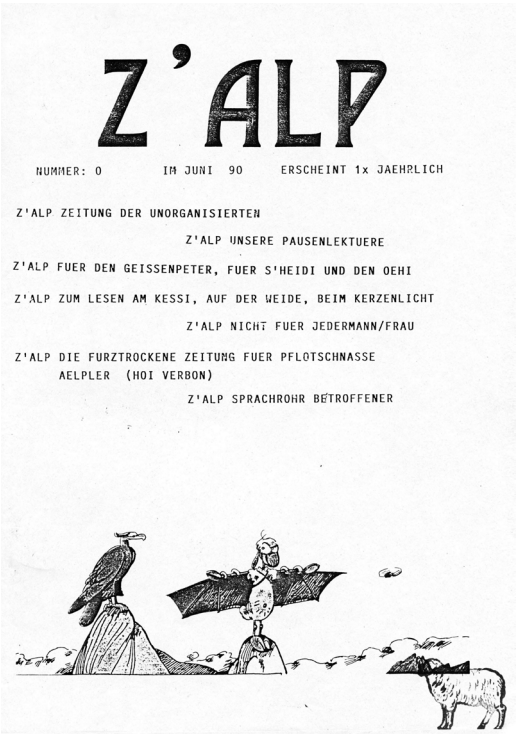
Richard Weiss' 1962 ausgesprochene Vermutung, dass die entvölkerten Berge dereinst als »Zufluchtsort« für zivilisationsmüde Schweizer*innen ihr Comeback erfahren könnten, sollte sich bald bestätigen. Knapp zehn Jahre später war die Gegenbewegung bereits in vollem Gange, wie man 1975 im Ausstellungsband *umdenken – umschwenken: Alternativen. Wegweiser aus der grosstechnischen Zivilisation?* in Erfahrung bringen konnte:

»Was will der NWB [Neue Walser Bund]?
- Harmonisches Verhältnis zur Natur und zu sich selbst.
- Im Gruppenprozess intensive zwischenmenschliche Beziehungen entwickeln.

- Entfaltung schöpferischer Fähigkeiten bei nicht entfremdeter Arbeit, künstlerischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten.
- Möglichst geschlossene Kreisläufe mit der Natur wiederherstellen und fördern.
- Zellen von 50–100 Mitgliedern aufbauen, die für ihren Bedarf an landwirtschaftlichen und gewerblichen Gütern einen hohen Grad der Selbstversorgung erreichen.
- Wenig Fremdenenergie.

Warum ausgerechnet im Berggebiet?
- In der Stadt bestand keine Möglichkeit ihre sozialen und ökologischen Ideen zu verwirklichen.
- Wie vor Jahrhunderten den Alten Walsern wird dem Neuen Walser Bund ein Freiraum für seine Lebensweise von der einheimischen Bevölkerung gewährt, die froh ist um die Wiederbewirtschaftung des vergandeten Landes.«[9]

▸ NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG / Urerfahrung



z'alp 0 (1990), Cover.

»Regelmässig und ›pfleglich‹ genutzte Alpweiden bilden die Grundlage für eine funktionierende, alpine Kulturlandschaft, wie sie schon seit ca 2000 Jahren besteht. Ohne die regelmässige Bestossung in den Sommermonaten würden die Alpweiden mit hohen Gräsern, Stauden, Gebüschen und z.T. auch Bäumen verganden. Der natürliche Pflanzenwuchs wird durch ein Zusammenspiel der am jeweiligen Standort gegebenen Klima-, Boden- und Vegetationsfaktoren und der bestehenden Geländeform gebildet. So gibt es von Natur aus fruchtbare und unfruchtbare Standorte und somit Flächen, die sich intensiv als Weiden nutzen lassen, Flächen die sich nur für eine extensive Nutzung eignen und für jegliche Weidenutzung ungeeignete Flächen. Die Pflege und Düngung der Alpweiden sollte immer im Zusammenhang mit der gesamten Alpnutzung gesehen werden. Es wäre sinnvoll, für jede Alp eine Nutzungs- und Weideplanung aufstellen zu lassen. (Die Forschungsanstalt Reckenholz berechnet ca Fr. 4000.- für einen Weideplan, was ja z.B. im Verhältnis zu Meliorationskosten ein verschwindend geringer Beitrag ist. Der Weideplan kann von der Gemeinde über das Meliorationsamt in Auftrag gegeben werden.)«

Gudrun Hoppe: »Die Alpweide – ihre Pflege und Nutzung«, in: *z'alp* 0 (1990), S. 19–21, hier S. 19.

Das Zitat ist Teil eines Berichts über einen Vortrag von Walter Dietl (der an der ETH über »nachhaltige Alpverbesserung im Kanton Obwalden« geforscht hatte) der Eidgenössischen Forschungsanstalt für landwirtschaftlichen Pflanzenbau Reckholz, der im Restaurant Cooperativo in Zürich als »Weiterbildung für Aelplerinnen und Aelpler« stattgefunden hatte. Neben dem »Neuen Walser Bund«, der Kooperative »longo maï« oder auch den »Bärglütli«[10] entstand mit der Zeitschrift *z'alp* und dem 1989 gegründeten Alparchiv (das, als Verein organisiert, zuerst in Zürich betrieben wurde und wo landwirtschaftliche Bücher, Flugblätter und anderes Informationsmaterial gesammelt wurde) ein alternativer Wissenskorpus über Alpwirtschaft – oder das »z'alp«-Gehen. Das Archiv und die Zeitschrift waren der Vernetzungsort für eine Gruppe von Unterländler*innen und Städter*innen, die regelmäßig ihre Sommer – und teilweise auch ihre Winter – in den Bergen verbrachten, oft mit der Absicht, »der Zivilisation zu entkommen«.[11] Neben Informationen zur alpinen Landwirtschaft zirkulierten in der *z'alp* auch Rezepte über alternative medizinische Behandlungsmethoden für kranke Tiere oder »Chemiefreies Spühlen [sic] von Milchgeschirr«, Recherchen über »gentechnisch produziertes Lab« in der Käseproduktion, oder auch Tipps zum Umgang mit alpinen Schießübungen des Schweizer Militärs (»Findet eine Solidarisierung zwischen dir und den Bauern statt, so hast du schon fast gewonnen«).[12]

UMBRUCH Nutzungskonflikte

»Grundsätzlich gibt es im Dreieck Lebensraum – Wirtschaftsraum – Naturraum nur eine Optimierung – nie die einseitige Ausrichtung auf ein Prinzip. Die Sicherheit des Lebensraums und die Funktionsfähigkeit des Wirtschaftsraumes müssen mit Einbusse an Schönheit des Naturraumes erkauft werden – aber nicht mit dem totalen Verlust.«

Georges Grosjean: »Visuell-ästhetische Veränderungen der Landschaft«, in: Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli, Paul Messerli (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht*, Bern: Paul Haupt (1984), S. 105–138, hier S. 106.



»Die Steinfrau Graubündens auf der Alp Preda Sovrana, Val Madris/Avers – Mahnmal der Hirten gegen den geplanten Stausee für die Umlagerung von (Atom)Strom«, Postkarte, Schweizerisches Sozialarchiv, F Ka-0001-267.

Das »Mahnmal der Hirten gegen den geplanten Stausee für die Umlagerung von (Atom)Strom« gehört zu den pittoreskeren Erscheinungen alpiner Widerständigkeit – es zierte unter anderem das Titelbild des (ebenfalls mahnenden) Wanderführers *Wandert in der Schweiz solang es sie noch gibt: Ein Wanderbuch für 35 Lokaltermine* (1987).
Auch *Die Zeit* berichtete wenig später von jenem »alten Brauch«, dem Auftürmen von Steinen, den »moderne Alpenschützer« revitalisiert hätten: »Seit August 1985 steht auf der Alp Sovrana im Schweizer Kanton Graubünden eine Steinfigur. Sie heißt ›Lange Heidi‹, und das mit Recht, denn sie ist 3.60 Meter hoch. Eine ›Steinfrau‹ – wohl die erste nach vielen tausend alpinen ›Steinmännern‹ – als Mahnmal gegen die Zerstörung der Alpen und Almen durch Speicherseen und Militärübungsplätze. In der Inschrift heißt es: ›Diese Steinfrau widmen wir allen vergangenen und zukünftigen Hirten von Preda Sovrana, im Kanton und zwischen Alaska und Tasmanien; den Ingenieuren der Kraftwerke Hinterrhein AG und deren Unterländer [sic] und italienischen Aktionären. Möge ihnen der Himmel auf den Kopf fallen, noch bevor sie ihr Projekt verwirklichen können.‹«[13]

»Es begab sich, daß ein Elektrokonzern /
Lust verspürte, /
auch dieses Tal /
mit einer 380-kW-Leitung [sic] zu zerstören; /
unersättlich warten sie nicht, /
bis auch der Fluß trocken /
noch mit 10 Kubikmeter in der Sekunde rinnt /
und tausend Geschirrspüler
mehr verkauft sind /
und Elektroheizungen /
Eierkocher /
elektrische Zahnbürsten; /
kauft Schneemaschinen!

Noch wachsen die stählernen Masten
im Osten /
85 Meter hoch /
übers Sanderer Joch /
und die Menschen im Süden wehren sich. /

Verlier nicht die Geduld, /
wenn du siehst, /
wie sie Millionen machen /
mit dem Verkauf von Atomstrom. /
Ihre Aktion sind wie das Heu auf den Wiesen. /
Beneide nicht die Kohn's und Kunz's, /
die am Fernsehen reden /
im Hilton essen /
und in Luxusvillen wohnen /
mit automatischem Garagetor /
und elektrischer Alarmanlage. /
Bald wird man ihre Namen in keiner Zeitung /
mehr lesen, /
denn sie werden abgemäht wie das Heu auf den Wiesen.

Laß dich nicht beunruhigen /
von ihren Erfindungen, 380 kW [sic], /
noch von ihrem technischen Fortschritt, /
den Wirtschaftsführer, den du heute siehst, /
wirst du bald nicht mehr sehen, /
du wirst ihn suchen /
in seinem Büro aus Glas – /
und nicht finden. /
Die neuen Führer werden die Wälder beschützen /
und friedliche Menschen sein.

Noch werden neue Kraftwerke
gebaut /
und Hochspannungsleitungen
gezogen. /
Aber der Herr spottet ihrer, /
weil Er weiß, wie bald sie ihre Macht /
verlieren werden. /
Ihre eigene Zerstörungswut wird sich
gegen /
sie selber richten. /
Und ihre Söhne und Töchter Zürichs /
Geschäfte plündern. /

Und wertlos sind dann die Pläne ihrer
Techniker. /

Die Konzerne sind /
wie die Blumen auf den Wiesen /
und die Verbundgesellschaften /
wie Rauch.«

Hans-Peter Dür: »Noch wachsen die stählernen Masten«, in: Schweizerischer Evangelischer Missionsrat (Hg.): *Frieden*, Basel (1981) (= Missionsjahrbuch der Schweiz 48), S. 25.

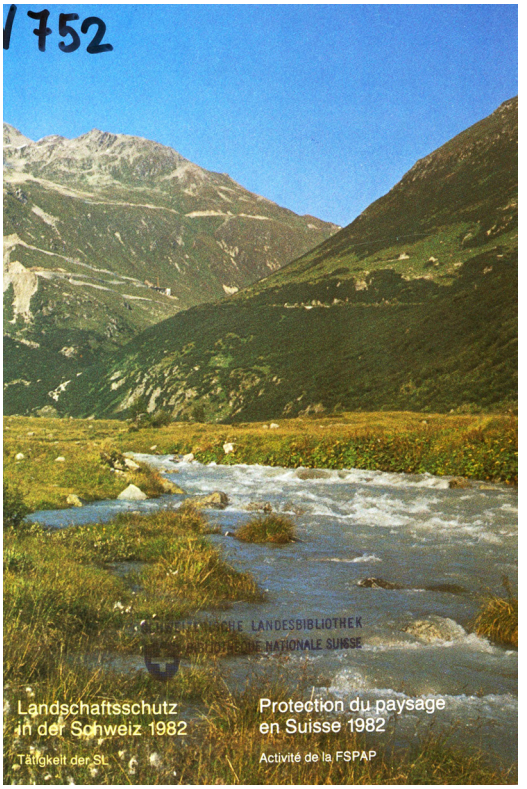
Hans-Peter Dür (nicht zu Verwechseln mit dem Ethnologen Hans-Peter Duerr) war Pfarrer im Unterengadiner Dorf Tschlin, engagierte sich für die Erhaltung des Bergtals und geriet nach der Publikation dieser Psalm-Nachdichtung vor allem wegen des vermeintlichen Aufrufs zu Gewalt in Kritik: »Psalm 37, in der Fassung von Dür, hat in Graubünden zu sehr scharfen Reaktionen geführt. Aufgrund seiner Veröffentlichung im Missionsjahrbuch ›Frieden‹ (1981) wurde er vom Präsidenten des Bündner Regierungsrates in einem durch viele Kopien verbreiteten Brief an Pfarrer Dür als ›Aufruf zum Anschlag‹ interpretiert.«[14] Doch wie die Verse genau gemeint waren, blieb umstritten: »Dürs Psalm ist eben gerade nicht ein Aufruf zur Gewalt [...]. Eben gerade nicht wir selbst, wir Menschen, werden das Hochspannungsprojekt verhindern, mit unserer Macht, sondern Gott wird es tun. Er ist's, ›der mäht‹ und den Mächtigen dieser Welt das Handwerk legt.«[15] Mit den »Kohn's und Kunz's« war wohl der Schweizer »Atompapst« und Direktor der Alusuisse Michael Kohn gemeint.

▸ NO FUTURE / APOKALYPSE / Bedrohte Schöpfung



Res Keller, *Atom Pump Wasser Kraft Speicher See Werk Alp?* (1989), Alparchiv, https://www.zalp.ch/downloads/flugblaetter_1988-89_300dpi.pdf.

»Die Alpen sind eine uralte Landschaft. Ihr Eigenwert ist das im Laufe der Generationen langsam Gewachsene. [...] Die Botschaft, die von Gipfel zu Pass, von Alp zu Tal gesendet wird, ist eine persönliche und gemeinsame zugleich: Die Gemeinschaften in den Tälern lebendig und eigenständig erhalten und sich tälerübergreifend für eine Entwicklung der Alpen ohne Zerstörung einsetzen. Dass diese Zerstörung allenthalben droht, ist bekannt. Sei es der ›Endausbau der Wasserkraft‹ [...], die Wegrationalisierung der Berglandwirtschaft unter dem Druck der EG oder die Transitverkehrslawine, die sich je länger je schlimmer ins Rheintal, die Leventina und das Urner Reusstal ergiesst.«[16] Gegen geplante Stauseen protestierten die alternativen Bergler*innen zusammen mit Umweltschutzverbänden wie dem WWF oder dem Bündner Naturschutzbund – allerdings oft in einem angespannten Verhältnis zur lokalen Bevölkerung, denn der Bau der Großprojekte versprach Arbeitsplätze und vor allem Steuereinnahmen für die wirtschaftlich schwachen Berggemeinden. Die Protestler*innen veranstalteten jährliche Alpfeuer: »Wir hoffen, Eure Alpenfeuer leuchten mit! Im Oberhalbstein für das Val Bercla (EWZ-Projekt). Im Engadin und Puschlav dem Kraftwerksdirektor Karl Heiz in die Stube (Kraftwerke Brusio, Projekt Bernina). In Mittelbünden ins Thusner Büro von Direktor Ulrich Burckhart (Kraftwerke Hinterrhein, Projekt Madris). Im Oberland für das Val Mulin (El.werke Bündner Oberland) und die Lampertschalp (KW Sernf-Niederenbach). Und leuchten soll's das Rheintal hinunter, weiter durch's St. Galler Oberland – bis nach Zürich. Der Feuerschein wird in der EWZ-Fassade, der Elektrowattpyramide und in den Fenstern der Kreditanstalt spiegeln.«[17]



Landschaftsschutz in der Schweiz 1982. Tätigkeit der SL, Bern: Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz (1982), Cover.

Energie-historiografisch bringt man die 1980er Jahre wohl vor allem mit der Anti-Nuklear-Bewegung in Verbindung, eventuell mit den Anfängen von Wind- und Solarenergie. Die Mobilisierung gegen die (ungezügelte) Hydroelektrizität sollte aber keineswegs versanden – eher im Gegenteil. Denn der »Endausbau der Wasserkräfte«, wie der Tätigkeitsbericht *Landschaftsschutz in der Schweiz 1982* einmal mehr konstatierte, war leider nicht in Sicht: »Im Jahre 1976 erinnerte Nationalrat Ruedi Schatz, der verstorbene Präsident der SL [Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz], als erster daran, dass die Wasserkräfte der Schweiz im wesentlichen schon ausgebaut sind und die letzten grossen Kraftwerke mit dem Versprechen gebaut wurden, die wenigen noch freifliessenden Wildwasserabschnitte blieben nun unangetastet. Sein Ruf blieb nicht ungehört. [...] Leider haben trotzdem einige Kraftwerkgesellschaften mit dem Bau weiterer Kraftwerke begonnen [...].«[18]

Waldsterben im Wallis

Oft hindern uns kluge Sätze und lange Studien rechtzeitig das Wesentliche zu tun. Unsere Wälder gehen zur Zeit kaputt, ohne dass jemand grundsätzliche Änderungen der Politik auch nur ins Auge fasst. Statt dessen werden Studien angeordnet, Berichte eingeholt, Experten beauftragt.



Seit über zwei Jahren führt Dr. Genoud vom kantonalen Umweltschutzamt Messungen der Walliser Luft durch. Das Resultat: Selbst in Ortschaften wie Gamsen und Visp ist die Luft weit besser als in Schweizer Städten. Erfreulich möchte man dies gerne nennen, wenn nicht ...



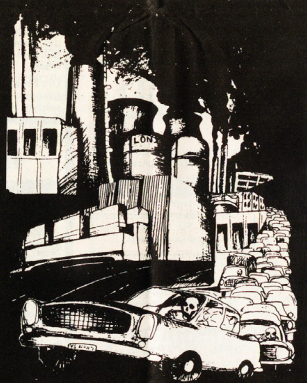
Umgekehrt nimmt das Waldsterben im Wallis immer beängstigendere Ausmasse an. In gewissen Regionen sind in den Höhenlagen zwischen 800 und 1'200 Metern der Grossteil der Bäume tot oder leiden an Wachstumsstörungen. Die Zahlen stammen vom Kantonsförster Dr. Gotthard Blötzer, ein unverdächtiger Zeuge.



Eine der Normen entsprechende Luft auf der einen Seite und sterbende Wälder auf der andern Seite lassen nur einen vernünftigen Schluss zu: Die heutigen Normen sind für das Wallis zu large angesetzt, weil unsere Wälder wegen den extremen Klimaunterschieden und dem kargeren Boden empfindlicher sind als anderswo. Dies lehrte bereits das Fluorproblem.



Umgekehrt sind die Folgen des Waldsterbens in unserer Region mittelfristig viel folgenschwerer als im Mittelland: Rutschende Hänge können das Leben und Wirtschaften in unseren Regionen finanziell erschweren, wenn nicht gar verunmöglichen. Wir halsen künftigen Generationen ungedeckte Wechsel auf.



Dabei kann anhand der Schadenkarten niemand den Zusammenhang zwischen der bestehenden Belastung der Luft durch Industrie und Kehrichtverbrennungsanlagen, durch Heizungen und Autos bestreiten. Trotzdem machen wir weiter, als wenn nichts geschehen wäre.



Wir haben besondere Verhältnisse und nur ein Wallis. Deshalb müssen wir dieser unserer Landschaft durch eine weitergehende Politik in Sachen Umweltschutz Rechnung tragen. Keine Generation hat das Recht eine Mondlandschaft zu hinterlassen. Umdenken würde auch Arbeitsplätze schaffen.

Der allmächtigen Industrie hat es gefallen, sein Leben nach vielen Millionen Jahren auszulöschen: Plötzlich, aber nicht unvorhergesehen stirbt nach kurzer schwerer Krankheit

Der Wald

In tiefer Trauer
Mensch und Tier

10

»Waldsterben im Wallis« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 70/71 (14. Dezember 1983), S. 10.

Während in den Tälern einige Stadtmenschen die Berge als alternatives Utopia entdeckten (wie der Neue Walser Bund), oder jedenfalls als Wochenendreiseziel, organisierten sich auch die abtrünnigen Bewohner*innen der Bergregionen, namentlich etwa die 1971 lancierte Arbeitsgemeinschaft Demokratischer Sozialisten im Alpenraum (AVA) oder – im Wallis – die Partei Kritisches Oberwallis (KO). Die *Rote Anneliese (Analyse)*, die Hauszeitschrift des KO, erschien erstmals 1973 – mit einer Nummer zur geplanten Übernahme des Chemiekonzerns Lonza durch die Alusuisse. Die Zeitschrift sollte Vehikel sein für »sachliche Opposition für Arbeiter und Angestellte«.[19] In den Seiten der *Roten Anneliese* fand sich also das volle Programm: Berichterstattung (u.a.) zu Fluorimissionen und »Alusuisse-freundlichen Staatsräten«; zu Gewässerverschmutzung (Quecksilber u.ä.); zu Waldsterben und Luftbelastung; zu Landspekulation und »touristischem Wettrüsten«; zu den Machenschaften »Schweizer Multis«, »Vetterlipolitik« und Sozialabbau; zu Autobahnprojekten (»umweltfeindlich«) und Tunnelbau (»Rawil nie!«); zur Lage der Frauen (»Wallis – Land der schlechtbezahlten Frauen«) und der Schweizer Ausländerpolitik (»kein Ruhmesblatt«); zu Mängeln im Schulwesen, Jugendarbeitslosigkeit, der 40-Stunden-Woche; und natürlich zur Energiepolitik: von »Nein zum Atomgesetz« bis hin zur Selbstbereicherung der Elektrizitätsproduzenten durch viel zu niedrige Wasserzinsen … »Man hat beim Festlegen der Wasserzinsmaxima während all den Jahren immer eine Politik betrieben, die in erster Linie den Wirtschaftsbossen und den schweizerischen Ballungszentren billige elektrische Energie sicherte.«[20]



Hans Weiss: *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis*, Zürich: Orell Füssli (1987), o.P. (Bildteil Abbildung 41).

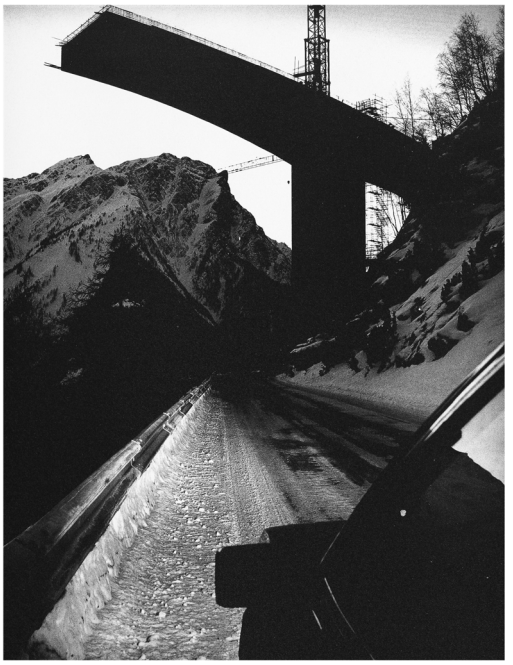
In *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis* (1987) sah Hans Weiss (Sohn des Volkskundlers Richard Weiss) nur noch »Triviallandschaft[en]« und

»lieblose Normarchitektur« als Resultat der neuen Straßen, Tunnels, Kraftwerke, Staumauern, in der Kanalisierung von Flüssen, der Melioration des Bodens, der Zonierung von Bauland. Weiss hatte an der ETH Zürich als Kultur- und Vermessungsingenieur promoviert und arbeitete zunächst als erster Leiter des Amts für Landschafts- und Naturschutz des Bergkantons Graubünden. Ab 1972 war er als Geschäftsleiter der 1970 gegründeten Stiftung für Landschaftsschutz tätig, die fortan zu einer wichtigen Akteurin in der schweizerischen Raumplanung werden sollte. Es genügte dabei nicht, von »Zeit zu Zeit ein Zeichen zu setzen«, dieses oder jenes »Einzelobjekt« zu verhindern oder hier und da »einige Hecken« zu pflanzen.[21] Überhaupt, so Weiss, war fundamentales Umdenken nötig. Denn »[...] wiederum als Spätfolge des ›cartesianischen Denkens‹ glaubt man den zahlenmäßig darstellbaren Dingen mehr als den empirischen und beschreibenden Wissenschaften. Bei der geistigen Konzipierung von neuen Umweltvorschriften dominiert das technisch-analytische Denken. Ein neues Bundesgesetz, das die Sicherung angemessener ›Rest-‹ oder ›Pflichtwassermengen‹ in Bächen und Flüssen garantieren soll, wurde erst neun Jahre nach der Annahme [...] in Angriff genommen. Der Entwurf basiert im wesentlichen auf einer mathematischen Formel und diese wiederum auf einer ›magischen‹ Zahl: Q 347. Das ist die Wassermenge, die in einem Fluß- oder Bachbett während 347 Tagen nicht unterschritten wird. Wir begegnen hier, wo es um die natürlichen Lebensgrundlagen ginge, einem Denken, dem die Statistik der Wasserwirtschaft wichtiger ist als die Tatsache, daß Fische an 365 Tagen im Jahr genügend Wasser und Nahrung haben müssen.«[22]

Das Engagement gegen Wasserkraftprojekte in den Schweizer Alpen war ein zentraler Bestandteil der alternativen Bergler*innenbewegung, aber deren Alpfeuer waren nur ein Ort des Widerstandes gegen diese Art der Berglandnutzung (und wurde von lokalen Kritiker*innen zuweilen als Einmischung empfunden). Das hydrologische Ausbaupotential der Schweizer Alpen galt nach der großen Ausbauwelle der Nachkriegsjahrzehnte – filmisch verewigt in Jean-Luc Godards *Opération béton* (1958) – zwar als quasi-erschöpft. Um den eskalierenden Strombedarf der großtechnischen Zivilisation abdecken zu können, setzte die Schweizer Elektrowirtschaft zudem verstärkt auf fossile und nukleare Energiequellen, die, zunächst jedenfalls, als (noch) billiger, zukünftiger, moderner galten. Es sollte dennoch etwas anders kommen, wie nicht zuletzt die Proteste um das geplante Atomkraftwerk Kaiseraugst zeigen sollten. All das – Energiehunger, wachsendes Umweltbewusstsein, Profiteurtum der (in den Tälern ansässigen) Stromkonzerne, die Interessen der Berggemeinden usw. – verkomplizierte auch die politische Ökonomie der Wasserkraft. Im »Wasserschlosskanton« Wallis wurden im Laufe der 1970er und 1980er Jahre nicht nur zunehmend Umweltschutzorganisationen aktiv, unter anderem die 1970 lancierte Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, sondern auch linke Gruppierungen wie das Kritische Oberwallis (KO). Die *Rote Anneliese*, das Organ der KO, berichtete seit 1973 regelmäßig über die Missstände im Kanton, also auch über den »Brennstoff Wasser«.[23]
Während die »Alternativen« also in der alpinen Landwirtschaft die Wiederentdeckung von naturnahen Arbeitsformen außerhalb der Zivilisation suchten, sich deshalb gegen landschafts- und lebenszerstörerische Nutzungen der Berge wandten und dabei praktisches und theoretisches Wissen über alpine Landwirtschaft im Alparchiv sammelten, produzierte der Widerstand gegen Staudämme, Wasserkraftwerke und touristischen Ausverkauf andernorts ökologisches Wissen. Die Häufung ganz alltäglicher »Nutzungskonflikte« – etwa im Zusammenhang mit Gefahrenzonierung, Bauverbotszonen, usw. – tat ihr übriges, intensiviert durch die gesteigerte Sensibilisierung in punkto »anthropogen bedingte[r] Gefahrenpotential[e]«.[24] Einige dieser Stränge sollten sich etwa im Dunstkreis des 1971 in die

Wege geleiteten *Man and Biosphere*-Programms der UNESCO verdichten, darunter das interdisziplinäre Sammelwerk *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht* (1984). Im Austausch mit Mountain-Ecosystems-Forschung aus aller Welt brachen sich hier ökologisch-systemische Perspektiven die Bahn; auch Vermittlungsversuche zwischen prinzipiell gegenläufigen Nutzungsmustern: »Wirtschaftlicher Nutzwert«, »Selbstwert der Natur«, »psychologischer Erlebniswert«.[25] Andere, wie den Kulturlandschaftsforscher Werner Bätzing, verschlug es auf der Suche nach einem »Gegenpol zum Überangebot und zur Hektik der Grossstadt« in die Berge – nur um dort (ebenfalls) Mehr-als-bloss-unberührte-Natur zu entdecken: »Der Alpenraum dient Bätzing [1984] auch als Beispiel dafür, dass der Mensch zur Natur auch in einem friedlichen Verhältnis stehen kann. Homo sapiens, der grundsätzlich immer als Störfaktor in der ›unversehrten‹ Natur herumtappt – dieser Vorstellung so mancher Naturschützer wird in dem vorliegenden Buch *[Die Alpen: Naturbearbeitung und Umweltzerstörung. Eine ökologisch-geographische Untersuchung]* überzeugend entgegengetreten.«[26] Das Wissen um den Zusammenhang von Arbeitsformen (der alpinen Bodenbewirtschaftung oder der Bergkooperativen), quasi-invasiver Großindustrie und menschengemachter Umwelt floss nicht zuletzt in zwei neue Arbeits- und Untersuchungsfelder von Human-Ökolog*innen, Geograf*innen und Volkskundler*innen ein: in die Raum- und Regionalplanung und den »sanften« Tourismus.

▸NO FUTURE / RÜCKBESINNUNG ▸MASCHINENSTURM / PROTEST / Andere Archive



Arnold Pfamatter: »Simplonpost«, in: *Die Schweiz: Offizielle Reisezeitschrift der Schweiz* 4/52 (1979), S. 35–54, hier S. 45.

»›Bequem und leicht ersteigt man heute im Auto den 2000m hohen Pass‹, lese ich auf der Wanderkarte. Fürwahr. Die wintersichere N9, die zum Nationalstrassennetz gehört, ist eine der klotzigsten Autopisten in den Alpen, die vor allem auf der Nordseite bald nur noch durch Galerien führt. [...] Der Höhenweg auf der linken Flanke der Südseite und zwei abgeschiedene Täler machen diese Gegend trotz allem noch immer zu einem Wanderparadies: [...] Die Laggin-Wanderung [...] führt von Furggu hinauf auf den Aussichtspunkt Tschuggmatt und auf einem schmalen Höhenweg entlang den steilen Hängen ins Tal hinein, zum Aussichtspunkt 2112. Gegenüber sieht man all die stolzen Bäche die heute noch vom Weissmies-Massiv und im Gebiet von Hosaas aus den Moränen über die steilen Wände zu Tale stürzen und sich in der Laggina vereinigen. ›Mit dem Projekt Laggin soll ein Beispiel geschaffen werden, wie man ein Kraftwerk in die Natur hineinstellen kann, ohne dass es für alle Zeit einen störenden Eindruck hinterlässt‹, schwafeln die Interessenten. [...] Dass für die Entwicklung einer Gemeinde Arbeitsplätze wichtiger sind [...], stimmt zweifellos. Die Frage ist nur, was langfristig tatsächlich Arbeitsplätze bringt. Das Projekt Laggintal verbaut in dieser Hinsicht mehr, als es bringt. Kraftwerkanlagen werden heute ferngesteuert, Personal braucht es fast nur noch für Kontrollgänge. Wetten, dass es im Laggintal trotz den heutigen Versprechungen schliesslich weniger als drei bis vier Arbeitsplätze sein werden? Selbst wenn es so viel wären: Entscheidender ist, dass der Ausverkauf der einzigartigen Laggin-Landschaft die mittel- und langfristige Entwicklung eines sanften Tourismus fatal behindert, also der Schaffung von guten Arbeitsplätzen im Wege steht. Aus der Tatsache, dass die Übernachtungszahlen anfangs der 80er Jahre rückläufig waren, wurde wohl etwas schnell der Schluss gezogen, da liege halt nichts drin.«

Jürg Frischknecht: *Wandert in der Schweiz solang es sie noch gibt: Ein Wanderbuch für 35 Lokaltermine*, Zürich: Limmat Verlag Genossenschaft (1987), S. 193, 196–198.



Der Stockalperweg beim Weiler «Maschihuis» (Simplon-Süd) mit originaler gepflästerter Wegoberfläche und seitlichen Begrenzungsmauern.

unterschiedlich genutzter, architektonisch mehr oder minder anspruchsvoller Bauten. Neben den für den Transit notwendigen Bauten ist die Siedlungslandschaft des Simplons auch geprägt von

Gletscherstürze die Strasse verschüttet, grosse Kulturlandflächen verwüstet und ganze Siedlungen hinweggefegt. In Erinnerung bleibt das tragische Ereignis von Gondo, wo am 14. Oktober 2000 ein

Klaus Anderegg: »›Heimat‹ erfahrbar machen: Das Ecomuseum Simplon«, in: *NIKE-Bulletin* 18/2–3 (2003), S. 4–11, hier S. 7.

Wasserkraft als Bergdorfentwicklungsmaßnahme blieb umstritten: Im Simplongebiet – Randzone der Randregion Wallis – etwa wurde Mitte der 1980er Jahre der Bau eines neuen Kraftwerks mittels eines Gegenprojekts verhindert. Gegenstand der Kontroverse war das Laggintal, das erst kürzlich ins Inventar der zu erhaltenden Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung (KLN) aufgenommen worden war: »Mit dem Projekt [...] soll ein Beispiel geschaffen werden, wie man ein Kraftwerk in die Natur hineinstellen kann, ohne dass es für alle Zeit einen störenden Eindruck hinterlässt«, argumentierten die Befürworter*innen; es würde der »Verwilderung« des Tals vorbeugen, »fachgerechte Bealpung« ermöglichen und Arbeitsplätze schaffen.[27] Die Projektgegner – eine Allianz diverser Interessen, plus der eine oder andere ortsansässige Hotelier – setzten auf humangeografisch informierten Tourismus: Beginnend mit der »Rettung« einer historischen Handelsroute, »Stockalperweg« getauft, wurde das Gebiet zum »Ecomuseum« erklärt und die Gemeinde durch die »sanfte« touristische Nutzung wirtschaftlich erschlossen. Zwei Infrastrukturprojekte der etwas anderen Art waren Teil dieser Entwicklung: als »Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz« (IVS) sollte der Berner Geografie-Professor Klaus Aerni (im Auftrag des Bundesamts für Forstwesen und Landschaftsschutz) »alte Wege« in das Netz der Schweizer Wanderwege integrieren;[28] in den frühen 1990er Jahren entstand daraufhin das Projekt des Simploner Ecomuseums, das »Themen vor Ort auf[spürt] und versucht Geschichte da aufzuarbeiten, wo sie passiert und wo sie in der Landschaft sichtbar ist«; dabei stehe »die unspektakuläre Bewältigung des alltäglichen Lebens [im Vordergrund]: wie eine lokale Gesellschaft die Umwelt als Lebens- und Wirtschaftsraum gestaltet hat«, so der Mitinitiator und Volkskundler Klaus Anderegg. »Der vom Ecomuseum angestrebte Einbezug von human- und naturgeschichtlichen Objekten führt zu einem umfassenden Verständnis eines definierten Gebietes als Lebensraum. Indem die historischen Spuren an Ort und Stelle belassen werden, bleiben sie – im Gegensatz zum Freilichtmuseum – auch gänzlich der Veränderung der Zeit ausgesetzt.«[29] Vorbild war indes das Ecomusée des französischen Volkskundlers Georges-Henri Rivière und des Museologen Hugues de Varine, das sie zwischen 1971 und 1984 in Creusot-Montceau in der Region Bourgogne-Franche-Comté aufbauten. Das Museum hieß zunächst *Musée de l'Homme et de l'Industrie* – der Begriff Ecomusée diente hier dazu, alternative Finanzierungswege über das französische Umweltministerium zu generieren, weil die nationale Museumsdirektion das Konzept nicht als Museum anerkannte und deshalb eine Förderung ausschloss.[30]

UMBRUCH Erholungslandschaft





Ein Beispiel für viele: Im Skigebiet Furtschellas im Oberengadin befördern eine Luftseilbahn und vier Skilifte die Wintergäste zu den Abfahrtspisten (Bild oben: Schweiz. Verkehrszentrale), für die eine ganze Landschaft umgestaltet wurde (Bild rechts: W. Roelli).

Hans Weiss, Georg Brosi, Hans Hostettler: »Wintersport – ein Alp(en)traum?«, in: *Heimatschutz = Patrimoine* 72 (1977), S. 1–15, hier S. 2, 3.

»Volkswirtschaftlich betrachtet ist der Tourismus für unser Land sowohl in nationaler als auch regionaler Hinsicht bekanntlich sehr wichtig [...]. Viel weniger bekannt ist aber etwas anderes, nämlich dass der Tourismus seinerseits von den genannten Erholungsfunktionen lebt und dass diese nicht einfach das sich selbst erneuernde Geschenk des lieben Gottes bzw. der Natur sind. Sie sind vielmehr das Resultat jahrhundertealter *bäuerlicher Bewirtschaftungssysteme*. Der Tourismus zehrt von diesem Erbe. So sind beispielsweise Skipisten unterhalb der Waldgrenze nur befahrbar, weil hier im Sommer das Gras gemäht wird oder weil man das Vieh weidet, was das Aufkommen eines geschlossenen Waldmantels verhindert. Das gleiche gilt für die Existenz fast aller Aussichtslagen, Wanderwege, Picknickplätze und zum Verweilen einladender Waldränder usw.«

Hans Weiss, Georg Brosi, Hans Hostettler: »Wintersport – ein Alp(en)traum?«, in: *Heimatschutz = Patrimoine* 72 (1977), S. 1–15, hier S. 1f.

»Der Fremdenverkehr hat sich zum drittwichtigsten Zweig der schweizerischen Volkswirtschaft entwickelt (nach der Industrie und dem Bank- und Versicherungswesen). Die Beteiligung am Tourismus bedeutete für die davon berührten Gebiete [...] einen gewissen Wohlstand, indem er Arbeitsplätze – vor allem für Frauen – schafft und die Abwanderung bremst. [...]
Im Bereich der Ökologie und Landschaft ergeben sich Probleme wie Bodenerosion (durch Anlegen künstlicher Skipisten), Kulturlandverlust durch Zersiedelung in der Form von Zweitwohnungen, die den größten Teil des Jahres leerstehen, und Luftverschmutzung. Der Zweitwohnungsbau führt außerdem zu einer drastischen Verteuerung des Bodens für die Einheimischen, die selber bauen möchten. [...]
Die Ortsansässigen liefern dann nur noch die Berge, den Schnee und untergeordnete Hilfskräfte im Dienstleistungsbetrieb, als Küchenpersonal, beim Pistendienst, bei der Bedienung der Skilifte, bestenfalls als Skilehrer oder Bergführer. So bedeuten die Implanationen des Massentourismus in den verstädterten Bergdörfern zwar Modernisierung, aber nicht eigentliche Entwicklung, wenn man

unter Entwicklung Wachstum aus eigener Kraft und Selbstbestimmung versteht.«

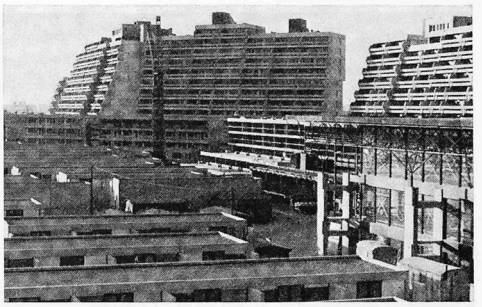
Arnold Niederer: »Soziokulturelle und wirtschaftspolitische Prozesse im schweizerischen Alpenraum«, in: Siegfried Becker, Andreas C. Bimmer, Ingeborg Weber-Kellermann: *Ländliche Kultur*, Göttingen: Schwartz (1989), S. 24–38, hier S. 36–38.

»Ungeachtet ihrer wirtschaftlichen Unrentabilität ist die Berglandwirtschaft in der Schweiz Gegenstand zahlreicher und stets noch zunehmender staatlicher und privater Hilfemaßnahmen. Anfänglich handelte es sich um Beiträge zur Bekämpfung der ungenügenden Wohn- und Hygieneverhältnisse, dann um solche zur Produktionssteigerung durch Mechanisierung. Später setzte sich die Einsicht durch, daß sich die öffentlichen Beiträge nicht nur nach der Menge der Produktion an Milch und Getreide richten sollen, sondern nach der Arbeitsleistung schlechthin. So wurde dem reinen Rentabilitätsdenken eine neue Orientierung entgegenstellt. Es gibt heute für Bergbauern sogenannte Bewirtschaftungsbeiträge, das sind Flächenbeiträge für die Bewirtschaftung von Parzellen mit 18 und mehr Prozent Hangneigung. Ferner gibt es sogenannte Sömmerungsbeiträge für die Inhaber von Alpbetrieben, das heißt ein paar Hundert Franken für jede während des Sommers auf der Alm weidende Kuh. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß dort, wo die Alpweiden nicht mehr genutzt werden, die vom Menschen durch Rodung und Weidepflege geschaffene Kulturlandschaft versteppt und verkarstet und daß damit die Lawinengefahr wächst.«

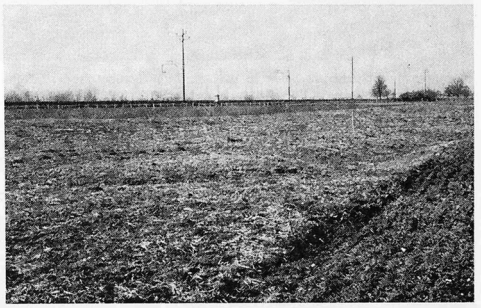
Arnold Niederer: »Soziokulturelle und wirtschaftspolitische Prozesse im schweizerischen Alpenraum«, in: Siegfried Becker, Andreas C. Bimmer, Ingeborg Weber-Kellermann: *Ländliche Kultur*, Göttingen: Schwartz (1989), S. 24–38, hier S. 33.

Die Ansiedlung der Industrie in den Alpen, so hatten Volkskundler*innen die Veränderung der alpinen Arbeitswelt um 1960 beschrieben, habe einen neuen »Bauerntypus« hervorgebracht: den »Arbeiterbauer oder ›Rucksackbauer‹«.[31] Zusätzlich zum Landwirtschaftsbetrieb, der nun hauptsächlich von Frau und Kindern betrieben wurde, pendelte der Bauer in die Fabrik, eine Erscheinung, die sich vor allem im Wallis häufte. War diese erste Generation noch im Bergdorf verankert, trugen die Produktivitätsbestrebungen der Agrarpolitik und deren Auswirkung auf die Unrentabilität der Pflege von alpinem Kulturland dann in der zweiten Generation dazu bei, dass sich die Abwanderung und die Aufgabe von Bergbetrieben verstärkte. Mit dem Einzug des Tourismus und dem neuen »staatspolitischen«[32] Auftrag, nun wertvolles Kulturland zu pflegen,[33] wurden die alpinen Bewohner*innen ab den 1970er Jahren zu Dienstleister*innen, was sich in den Direktzahlungen pro gepflegte Fläche wie auch in den neuen Nebenerwerbsmöglichkeiten wie Skilehrer und Bergführer, Koch und Serviceangestellte zeigte.

Der »Umbruch« im Berggebiet und der Streit um die Nutzung der peripheren Gebiete der Schweiz war nicht nur eine Debatte um Industrie versus alpine Landwirtschaft, um industrielle Erschließung versus vorindustrielle Landschaften. Schnell bemerkten Akteure wie Hans Weiss, dass auch ein anderer Wirtschaftszweig die Berggebiete einschneidend veränderte: Der Massentourismus drohte die Marginalisierung hergebrachter Existenzweisen noch zu beschleunigen. Indes schien Tourismus als Massenphänomen selbst ein Epiphänomen der gleichen modernen – rationalisierten, automatisierten – Arbeitsverhältnisse zu sein, vor denen die Aussteiger*innen noch gehofft hatten, in den Bergen zu entkommen.



Weder die unseren Alltag bestimmende Zivilisationslandschaft . . .



. . . noch die eintönige, ausgeräumte Agrarlandschaft mit den landwirtschaftlichen Produktionsbetrieben im industriellen Stil . . .



. . . noch die Wildnis, welche in die vom Landwirt verlassenen Gebiete zurückkehrt, kommen als Erholungslandschaft in Frage

Hans Weiss: »Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege«, in: *Schweizerische Bauzeitung* 89/50 (1971), S. 1242–1249, hier S. 1245.

»Ein Boom der neuen Erschliessung für den Verkehr und Tourismus ist im Begriff, sozusagen ausnahmslos alle noch wenig besiedelten Gebiete zu erfassen. Diese Regionen stellen aber den dichtbesiedelten Agglomerationen und den Städten ihre Landschaft als noch intakten, das heisst naturnahen Erholungsraum zur Verfügung. Sie weisen einen relativen wirtschaftlichen Entwicklungsrückstand gegenüber den Industrieregionen und den ausgebauten Fremdenverkehrsgebieten. Es fehlt ein landschaftserhaltender Finanzausgleich zugunsten der im intakten Erholungsgebiet ansässigen Bevölkerung und zu Lasten der an der Erholung interessierten Mehrheit. Somit öffnen sich alle zurückgebliebenen Regionen einer kurzfristige Gewinne versprechenden Erschliessung, welche die wirtschaftlichen Probleme überhaupt nicht oder nicht nachhaltig löst und in der Regel zu schweren, teilweise irreparablen Landschaftsschäden führt.«

Hans Weiss: »Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz und Landschaftspflege«, in: *Schweizerische Bauzeitung* 89/50 (1971), S. 1242–1249, hier S. 1243.

»Letztes Jahr [1982] haben in Mörel junge Leute ein Initiativkomitee ›zum Schutz und zur Erhaltung des Baulandes für die einheimische Bevölkerung – gegen die Spekulation‹ gegründet und in der Gemeinde Unterschriften gesammelt. Die Initiative zielte insbesondere gegen die durch die Spekulation angeheizten Bodenpreise und verlangte den Verzicht auf jegliche Ausländer-Kontingente. [...] Zielsetzung ist, wie es im Arbeitspapier heisst, ›Formen eines Tourismus zu fördern, die einen möglichst hohen Nutzen für alle Beteiligten bringen und zwar im Rahmen leistungsfähiger touristischer Einrichtungen in einer intakten Umwelt mit Berücksichtigung der Interessen der ortsansässigen Bevölkerung‹. Bis heute habe der Tourismus in erster Linie die Spekulation gefordert und die Bodenpreise so hoch getrieben, dass es der einheimischen Bevölkerung zusehends verunmöglicht sei, im eigenen Dorf zu bauen.«

p.v.: »›Speckulanten-Tourismus macht Bauen für Einheimische unmöglich‹«, in: *Rote Anneliese* 65 (23. Februar 1983), S. 10.

»Nennt mir das Land, am Betonstrand, das Land, wo Spekulanten blühn. Wenn wir die Spekulanten weiter machen lassen, haben wir im Jahre 1994 doppelt soviele Fremdenbetten wie heute. Das heisst: Doppelt soviel Umweltzerstörung, doppelt so viel Beton.«

»Nennt mir das Land, am Betonstrand, das Land, wo Spekulanten blühn« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 50/51 (4. Juni 1981), S. 7.
▸ NATURPOLITIKEN / BETON

»Nach dem Boom der 70er Jahre ist die Attraktivität der Retorten-Skistädte nicht mehr ungebrochen. ›Dezentralisierung heißt die Devise, mehr Naturnähe wird angestrebt, und die Architektur soll sich wieder deutlicher an menschlichen Maßen messen lassen. Valmorel heißt ein Skiort der ›vierten Generation‹, ebenfalls auf dem Reißbrett geplant und nach neuzeitlichen Bautechniken konstruiert. Doch das Erscheinungsbild von Valmorel ist das eines Dorfes, es wurde dem Modell alter savoyardischer Gebirgsdörfer nachgebaut, die Häusergruppen sind, wie früher, in kleinen Weilern verteilt und passen sich den Linien der Landschaft an.‹«

Dieter Kramer: *Der sanfte Tourismus: Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen*, Wien: Bundesverlag (1983), S. 134.

Überall waren Vorstellungen von unberührter alpiner Natur im Spiel: Aussteigergruppen wie der Neue Walser Bund waren in die Berge geflohen, um genau die arbeitskraftintensive Landwirtschaft zu betreiben, die über die Jahrzehnte gegenüber der »Rationalisierung« an Terrain verloren hatte, und die nun von Seiten von Vertreter*innen eines kleinen, »sanfte[n] Tourismus«[34] auch als ökologisch sinnvolle Variante angesehen wurde. Alpiner Tourismus per se war kein neues Phänomen; was aber noch lange eine Luxusbeschäftigung für vermögende Eliten gewesen war, hatte sich nun in eine Massenerscheinung transformiert, mit katastrophalen Konsequenzen für die alpine Natur, wie Landschaftsschützer*innen wie Hans Weiss oder Volkskundler*innen wie Arnold Niederer klagten. Weiss: »Kurzum, mit Trax, Grader und Sprengstoff bringt der Mensch gleich einem Elefanten im Porzellanladen ein hochkompliziertes natürliches Gefüge durcheinander. Die ökologischen Folgen sind noch keineswegs abzuschätzen, und sie könnten irreversibel sein.«[35]
Die Aussteiger*innen waren bald nur noch einige unter vielen, die sich für alternatives Leben in den Bergen interessierten, denn sie wurden schon bald Vorbilder für Urlauber*innen, die nun eher den kleinen, traditionellen Bergbetrieb besuchen wollten, als sich in alpinen »Retortenstädten« aufzuhalten. Vieles von dem, was damals durchaus mit kritischem Impetus und gegen einen vollständigen Einbezug des alpinen Raums in die modernen Wirtschaftsformen lanciert wurde, wurde schnell selbst zum treibenden Faktor der ökonomischen »Entwicklung«. Die touristisch genutzte, aber umweltgerecht gepflegte »Erholungslandschaft« entstand dabei in Wechselwirkung mit der infrastrukturellen Erschließung der Berge (mittels Skilift und Schneemaschine), aber auch mit einem neuen Phänomen, das in der sogenannten Wohlstandsgesellschaft vermehrt zu beobachten war, nämlich der *Freizeit*. Auch der wirtschaftliche Einbruch Mitte der siebziger Jahre in der Schweiz spielte hier eine Rolle: Arbeitszeitverkürzung, der vielbeschworene Wertewandel usw. ließ die »Problematik des ›Freizeit-Menschen‹« virulent werden.[36]



René Gisli, *Die Schneemaschine*, in: *Nebelspalter: Das Humor- und Satiremagazin* 107/8 (1981), S. 42.

»Also setzt man im Sommer Baumaschinen ein. Je länger desto mehr geschieht dies nicht nur punktuell, sondern grösserflächig und kommt so der Umfunktionierung zur skipistengerechten Landschaft [...] ein. [...] Der Bau ganzer ausgeebneter Pistensysteme entspricht weder einer sportlichen Zielsetzung noch einem touristischen Bedürfnis. Er ist paradox und gleichzeitig anachronistisch. [...] Anachronistisch aber sind sie, weil sie [...] ausgerechnet in die Jahre einer weltweiten Trendumkehr fallen, nämlich in die Zeit der Abkehr von einem Freizeitbetrieb in künstlich konditionierter Umgebung und der Zuwendung zu naturverbundeneren, aktiven Erholungsformen [...]. [...] Die künftigen Chancen des Tourismus liegen weder im Bau von touristischen Expressstrassen, noch künstlich meergesalzenen Hallenbädern, noch im geländeunabhängigen Strand- oder Gebirgsfahrzeug, und sie liegen auch nicht im Pistenbau. Die Chancen liegen vielmehr im Erhalten, Wiederentdecken und Gestalten von Freiräumen, die von solchen Suprastrukturen wegführen; weg von künstlich abgeschirmten Systemen zu natürlicher Unmittelbarkeit und von technischer Gleichförmigkeit zu organischer Vielfalt, und weg von programmierter Unterhaltung zu spontanem Erleben. Für all das ist und bleibt die naturnahe Landschaft die einzige und auch unersetzbare Grundlage.«

Hans Weiss: »Rückschritt zum ›Steinzeitlichen Tourismus?‹«, in: *Plan: Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme* 33/11 (1976), S. 6–9, hier S. 7–9.



Jost Krippendorf: *Die Landschaftsfresser: Tourismus und Erholungslandschaft – Verderben oder Segen?*, Bern: Hallwag (1975), Cover.

»Countdown der Landschaftszersiedelung« – Jost Krippendorf, seit 1971 Direktor des Berner Forschungsinstituts für Fremdenverkehr (FIF), gehörte mit zu den ersten, die die Tourismusforschung von ihren volks- und betriebswirtschaftlichen bzw. raumplanerischen Anfängen in interdisziplinärere, ganzheitlichere und vor allem nachdenklichere Gefilde führte: bald schon lag das »Schwergewicht [des FIF] eindeutig auf dem Gesellschafts- und Umweltbereich«.[37] So waren – auch das Ausdruck eines erweiterten und anderen Zugriffs auf die Bergregionen (oder überhaupt »Ökosysteme«) – zu Beginn der 1980er Jahre Teilprojekte des *Man and Biosphere*-Programms der UNESCO am FIF angesiedelt, genauer: Teilprojekte des »Gebirgsprogramms«, »Man's impact on mountain ecosystems«. Krippendorfs wegweisendes Buch *Die Landschaftsfresser* (1975), das auch in der *Roten Anneliese* rezipiert wurde, war 1981 bereits zum dritten Mal wiederaufgelegt worden. Es erschien zu einer Zeit, so *Die Zeit* 1985, als vielen die »schöne Urlaubswelt noch heil und grenzenlos« schien:[38] »Gegner des Tourismus«, so hieß es da 1975, »hat es schon immer gegeben. Bis vor wenigen Jahren noch beschränkten sie sich jedoch auf einige wenige berufsmäßige Kulturkritiker, Landschaftsschützler und vereinzelte andere ›Rufer in der Wüste‹ – von der Öffentlichkeit kaum beachtet. Diese Situation hat sich inzwischen grundlegend geändert. […] Man spricht von Wachstum Null (›Stillstand ist Fortschritt‹), von Lebensqualität, Konsumaskese und Konsumverzicht, von Nostalgie, vom mehr oder weniger offenen Konflikt Wirtschaft gegen Landschaft.«[39]

»Ein Beispiel eines geschlossenen Phänomens der Freizeit und der Kreativität sind die Schrebergärten. […] Nicht zufällig entstanden die Schrebergärten […] im 19. Jahrhundert während der rasanten Entflechtung von städtischen und ländlichen Produktionsgemeinschaften und während der Industrialisierung. Wie das Einfamilienhaus der Industriearbeiter waren und sind sie Gegenstand der Sozialkritik, indem die Schrebergärten als Alibi-Freiraum zur Festigung der Ausbeutungsverhältnisse am Arbeitsplatz gedacht seien. Sie sind aber auch tatsächlich ein Freiraum, der mit billigsten Mitteln, mit Abfall und Abbruchmaterial, zum ›Eigen‹ gestaltet wird. Diese Herausforderung an die Phantasie hat zu einer eigentlichen Schrebergarten-Kultur geführt.«

Hans-Ulrich Schlumpf: »›Hobby‹ (Arbeitstitel). Gesuch um einen Drehbuch-Beitrag für eine mittellange bis lange dokumentarische Film-Recherche«, 31. März 1975, Cinémathèque suisse, Abteilung Dokumentationsstelle Zürich, Fonds Hans-Ulrich Schlumpf, CSZ-013-01-08-04, S. 6–7.
VIDEO ▸ cache.ch/0127

»Die Freizeit ist historisch eine Folge der Arbeitsteilung. […] In der Freizeit kommt all das zum Zuge, was an Trieben, Fähigkeiten und Lebensmöglichkeiten aus der Arbeitswelt verdrängt wurde. Immer weniger Menschen können ihre Möglichkeiten, ihre Entfaltung und vorallem [sic] ihre Lust etwas zu tun mit der existenzsichernden Arbeit verbinden. Die auf Leistungssteigerung und Ertragsmaximierung angelegte Arbeitswelt verträgt sich schlecht mit dem Bedürfnis, ein ›ganzer Mensch‹ zu sein. Das zu tun, was man Lust hat zu tun, das zu schaffen, was man schaffen möchte, in der Arbeit sich selbst verwirklichen – das ist der Ansatz für jene schwer zu benennende Fähigkeit, die man mit einem Modewort Kreativität nennt. […] Unterdessen ist die Freizeit selbst Gegenstand der Vermarktung, Industrialisierung, Arbeitsteilung und Entfremdung geworden. Und die Faszination des Fernsehens erscheint derart stark, dass ein grosser Teil der freien Zeit mit passiver Bildkonsumation verbracht wird.«

Hans-Ulrich Schlumpf: »›Hobby‹ (Arbeitstitel). Gesuch um einen Drehbuch-Beitrag für eine mittellange bis lange dokumentarische Film-Recherche«, 31. März 1975, Cinémathèque suisse, Abteilung Dokumentationsstelle Zürich, Fonds Hans-Ulrich Schlumpf, CSZ-013-01-08-04, S. 2–3.



»Die Stadt der Arbeit« (o.V.), in: *Die Schweiz = Suisse = Svizzera = Switzerland: Offizielle Reisezeitschrift der Schweiz* 52/1 (1979), S. 30–39, hier S. 35.

Der 92 Meter hohe Büroturm des (bald schon kriselnden) Industriekonzerns Sulzer AG, erbaut zwischen 1962–1966, prangt hier symbolschwanger über einer Winterthurer Arbeitergartensiedlung oder auch »Püntenrevier«. »Heute«, hieß es 1979 im Begleittext, »ist die Pünt [Schrebergarten] nicht mehr Lebensnotwendigkeit, sondern ein reines Freizeithobby. Man sucht den Ausgleich zur meist mechanisierten Arbeit in einer sinnvollen Tätigkeit in der frischen Luft. Und wie alle Püntiker ist auch [der hier abgebildete Herr] Stadelmann ein Idealist, der sich ein kleines Eigenreich, ein Stück heile Welt aufgebaut hat.« [40]

UMBRUCH Telearbeit

»Wir betreten das ›kleine Zwicky-Haus‹, Baujahr 1620, dessen Eingang wie ein Museum ausstaffiert ist. Da steht eine alte Waage, Heugabeln und Druckmodel hängen an den Wänden, Säbel, eine Flinte, Hobel und Kupferkessel. Die Vergangenheit lässt grüssen. Eine Tür, eine Treppe, und wir stehen in einer weiten modernen Bürolandschaft. Der vierte Software-Ingenieur des Teams ist gerade abwesend. Während des Sommers führt er den Bauernbetrieb seiner Eltern im Kleintal, und im Winter geht er halt, statt zum Holzen oder Skiliftbügel reichen, zum Programmieren. So stellt man sich die Zukunft der Arbeit vor: Landwirtschaft und High-Tech in Symbiose. [...] Das ist das Grundprinzip: Daten sollen reisen, nicht Menschen; denn elektronische Impulse sind schnell, leicht und schonen die Umwelt. Sie machen es möglich, dass Arbeiten wie Programmieren dezentral geleistet werden können. Das Satellitenbüro Mollis ist ein hervorragendes Beispiel dafür. Peter Kistler fährt jetzt mit dem Velo ins Büro. Die Telematik verschafft ihm die Möglichkeit, seinen Beruf in der Heimat auszuüben, statt auszuwandern. [...] Alcatel gilt mit seinen zwei Softwaregruppen ›auf der grünen Wiese‹ als Pionier. Sonst sind es vor allem Banken und Versicherungen, die da und dort Satellitenbüros geschaffen haben. Eine Studie kommt auf lediglich 700 Satellitenarbeitsplätze in der ganzen Schweiz. Dazu bemerkte Eberhard Ulich, Professor am Institut für Arbeitshygiene und Arbeitspsychologie der ETH, an einer Tagung über Telearbeit: ›Schweizer Unternehmen lagern Arbeit lieber nach Malaysia oder Indien aus. Sie glauben, dass sie dort die Kontrolle besser behalten als in einer Schweizer Bergregion.‹«

Emil Zopfi: »Pionier in der Provinz«, in: *Wir Brückenbauer – Wochenblatt des sozialen Kapitals* 48 (25. November 1992), S. 48–49.

Der Computerveteran, Schriftsteller und passionierte Bergsteiger Emil Zopfi bereiste um 1990 diverse »Satellitenbüros« und Telearbeit-Versuchseinrichtungen, die neuerdings in Schweizer Randregionen eingerichtet worden waren – unter anderem im Thurgau, in Sumvitg (Graubünden), Mollis (Glarnerland) und im Oberwallis. Die Erfahrungen mit solchen neuen alten Formen der Heimarbeit – die »Telematik« machte es möglich – waren durchmischt, wie Zopfi betonte: »Als Problem nennt Hans Rudolf Erzberger von der SKA [Schweizerische Kreditanstalt] [...] das ›Ghetto-Gefühl‹, das ›draussen im Grünen‹ entstehen kann, weil der ›informelle Informationsaustausch als wichtige soziale Komponente im Berufsleben‹ weniger gut spielt als in den Zentren.«



»Bildschirm contra Nähmaschine«, in: *Wir Brückenbauer – Wochenblatt des sozialen Kapitals* 34 (24. August 1988), S. 14–15, hier S. 14, mit freundlicher Genehmigung des Migros-Genossenschafts-Bundes. Alle Rechte vorbehalten.

»In Fällen isolierter Telearbeit in der Schweiz (es handelt sich vorwiegend um Texterfassung) hat sich gezeigt, dass die entsprechenden Heimarbeiterinnen sogar weniger private Kontakte pflegten als Frauen, welche eine vergleichbare Arbeit im Betrieb ausführen. Die klassische Heimarbeit des letzten Jahrhunderts war noch eingebettet in eine dörfliche Kultur, in der berufliche Identität eine untergeordnete Bedeutung hatten. Das hat sich gewaltig geändert, und es scheint weder wünschenswert noch möglich, diesen Wandel rückgängig zu machen.«

Carlo Jaeger, Lisbeth Bieri: *Satellitenbüros: Eine soziotechnische Innovation. Hinweise zu Einführung und Organisation*, Zürich: vdf: Verlag der Fachvereine (1989), S. 6.
▸NO FUTURE / DORF / Dorfleben

»Die unbestreitbaren Möglichkeiten der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien (I&K-Technologien) zur Dezentralisierung von Tätigkeiten, verleiten zur Hoffnung, dem unerwünschten Trend in der Raumentwicklung (zunehmendes Verkaufsaufkommen, weitere Zersiedelung und damit Verbrauch knapper Landressourcen, Abwanderungsprobleme von Berggebietsregionen) durch den gezielten Einsatz dieses neuen Instrumentariums erfolgreich begegnen zu können. Dieser Glaube an die Gestaltbarkeit des Technologie-Einsatzes und damit auch seiner Wirkungen mündet in einen immer stärkeren politischen Druck, die Telekommunikation als Lenkungsinstrument in der Raumordnungspolitik einzusetzen. So wird beispielsweise ein rascher Ausbau der Telekommunikationsinfrastruktur in den Berggebieten verlangt. Stellvertretend für diese Bestrebungen sei hier Nationalrat Domeni Columberg zitiert: ›Die neuen leistungsfähigen Netze stellen eine Art Autobahnen dar, und in diesem Sinne haben die Berggebiete eine echte Chance, an Autobahnen angeschlossen zu werden. […] Danach ist es möglich, Teilarbeiten in entfernten Regionen auszuführen – durch bessere und leistungsfähigere Transportwege – und dennoch mit dem Hauptsitz, mit der Agglomeration, verbunden zu sein‹ (D. Columberg,

Markus Würth: *Telematik und räumliche Arbeitsteilung: Räumlich-funktionale Disparitäten dargestellt am Beispiel des schweizerischen Bankensektors*, Zürich: vdf. Verlag der Fachvereine (1989) (= Schriftenreihe des Instituts für Orts-, Regional- und Landesplanung 41), S. 1–2.

»Es ist zu vermuten, dass, in Analogie zu den Autobahnen, auch diese neue Form der Raumüberwindung den Berggebieten nicht nur Vorteile – beispielsweise neue, qualitativ hochstehende Arbeitsplätze – bringen wird.«

Markus Würth: *Telematik und räumliche Arbeitsteilung: Räumlich-funktionale Disparitäten dargestellt am Beispiel des schweizerischen Bankensektors*, Zürich: vdf. Verlag der Fachvereine (1989) (= Schriftenreihe des Instituts für Orts-, Regional- und Landesplanung 41), S. 2.

»Heimarbeit: Trotz Wirtschaftskrisen und Automatisierung hat der Broterwerb am Stubentisch bis zum heutigen Tag überlegt. Und könnte gar zur Arbeitsform der Zukunft werden. Telefonanschluss und Personalcomputer: Mehr braucht's grundsätzlich nicht für den neuen Heimarbeitsplatz, von dem aus die fertig gestellten Texte, Daten und auch Bilder über das Fernmeldenetz zum Arbeitgeber gelangen.«

Menschen Technik Wissenschaft (7. November 1986), SRF Archiv, Min. 0:13–0:48. VIDEO ▸ cache.ch/0128

»[V]om Grossraumbüro aus der Zürcher Zentrale in die Region versetzt [...]«: Auch die SRF-Sendung *Menschen Technik Wissenschaft* berichtete 1986 von der neuen Heimarbeit, zu der es nicht viel mehr brauchte als einen Heimcomputer plus Modem – u.a. vom Projekt MANTO, dem Baden-Württemberger Modellversuch und einem Telearbeitszentrum der Schweizerischen Kreditanstalt: »Und niemand fühlt sich von der Außenwelt abgeschlossen. [...] Gehören die täglichen Blechlawinen der Pendler bald der Vergangenheit an? Oder ändert sich gar das Freizeitverhalten? Findet Kultur und Zerstreuung nicht mehr ausschließlich in den Ballungszentren statt?«

»Noch vor Toffler hatte der Amerikaner Harkness 1977 darauf hingewiesen, daß man mit Telearbeit nicht mehr dort zu leben brauche, wo man Arbeit hat, sondern daß man sich die Telearbeit dorthin holen könne, wo man leben möchte: Skifahrer in die Alpengegend, Segler an die Waterkant, Kulturfreaks nach Berlin oder München [...].«

Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 31.

»Telecommuting, also Telependeln, war die erste Bezeichnung. Sie stammt von Jack Nilles (1976), dem Pionier dieses Themas, und wurde insbesondere durch Alvin Toffler (1980) verbreitet. Telecommuting ist eine in erster Linie verkehrs-, energie-, städtebau- und raum-ordnungspolitische Konzeption. Prägend dafür war eine Konstellation, wie sie besonders in Kalifornien – und dort insbesondere im Ballungsgebiet um Los Angeles – wohl mehr als sonst auf der Welt gegeben ist: eine Arbeitswelt mit einem hohen Anteil an Dienstleistungs-, Verwaltungs-, Planungs-, Wissens- und Kulturberufen im weitesten Sinne; eine ›individualistische‹ Wohn- und Lebensweise; eine großräumige Agglomerationsbildung mit entsprechenden Verkehrsproblemen und Problemen der Luftverschmutzung, verstärkt durch eine allgemeine Automobil-Monostruktur; extrem hohe Grundstückspreise und Mieten; und dies – mit dem ›Ölschock‹ 1973 – zusammentreffend mit der Befürchtung, Benzin und überhaupt Energie werde sich dramatisch verknappen und verteuern. [...] Leute, die in den USA daraus einen Trend und gar eine soziale Bewegung machen wollen, organisieren sich in Vereinen und nennen sich ›electronic cottagers‹ oder ›worksteaders‹ (Kern 1984a u. b; Edwards 1984). ›Workstea-

ding‹ ist eine Anlehnung an die populäre ›homesteading‹-Bewegung der 70er Jahre, einer kommunal geförderten Selbsthilfebewegung zur Revitalisierung vom Verfall bedrohter Häuser und Wohnviertel. Mit ›remote office work‹ wird das Konzept verallgemeinert. […] In Europa fanden derartige Konzepte besonders im spitzentechnologisch ambitionierten Frankreich früh öffentlichen Widerhall. Richtungsweisend war insbesondere die Studie von Nora/Minc ›Die Informatisierung der Gesellschaft‹ (1978). Bald nach ihrer inzwischen auch eingedeutschten Wortschöpfung ›télématique‹ verbreiteten sich die Ausdrücke ›télétravail‹ und ›travail à distance‹ (Metayer 1982a, 118/1982b, 119).«

Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 17–18.

Joseph Huber – Experte für Alternativ-Ökonomie und Autor von *Wer soll das alles ändern: die Alternativen der Alternativbewegung* (1980) – wandte sich in der Folgezeit der »Telearbeit« zu (im Rahmen des Programms *Sozialverträgliche Technikgestaltung* des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung des Landes Nordrhein-Westfalen). Die Studie *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum* (1987), abgeschlossen 1985, verdankte sich dabei, so Huber, »kollegial-unbürokratische[r] Unterstützung und Zusammenarbeit in der Bundesrepublik und der Schweiz«.[41] Insbesondere die Ergebnisse des am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der ETH Zürich angesiedelten Projekts MANTO (Mensch-Angebot-Nachfrage-Transport und Telekommunikation-Ökonomie und Ökologie) flossen dort etwa mit ein.

Die »Wende der Migrationstendenzen«, die Schweizer Raumplaner*innen in den 1970er Jahren verzeichneten – »positive Wanderungssaldi« in Richtung Peripherie –, begann sich zu Beginn der folgenden Dekade mit den Szenarien jenes neuerlichen, nämlich postindustriell-telematischen Umbruchs zu überlagern.[42] In den Tälern leerten sich nun die Fabriken und mehrten sich die freistehenden Büroflächen – die Konvergenzen von Information und Kommunikation, die I&K-Technologien, würden, dezenter als Autobahnen, Staumauern oder Aluminiumhütten, allerdings auch vor den abgelegenen Regionen nicht halten machen. Im Gegenteil: So wie die Telematik überhaupt für Entballung, Dispersion und Dezentralisierung sorgen würde, jedenfalls diese Tendenzen, wenn nicht schon ermöglichte, intensivierte, so würde auch den Randregionen neues Leben eingehaucht werden. Verwirrung der Kategorien: von Peripherie und Zentrum, von Stadt und Land, und, qua Teleheimarbeit, von Arbeits- und Freizeit.
Derartige Visionen standen jedenfalls im Raum. »Man spricht in diesem Zusammenhang von Counterurbanization bzw. Entstädterung, ebenso von Reruralization bzw. Wiederverländlichung«, notierte Joseph Huber in *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*.[43] Andere setzten

auf die Wiederkehr »kleine[r] überschaubare[r] Einheiten«, neue Formen der »Seßhaftigkeit«, sowie »stärkere Identifikation mit der Gemeinde, ein intensiveres Interesse an kommunalen Ereignissen«.[44] Und wiederum andere, darunter Lisbeth Bieri, Gregor Dürrenberger und Carlo Jaeger vom Geographischen Institut der ETH Zürich (Humanökologie), setzten gar auf neue »Verhältnisse von Mensch und Umwelt im Zusammenhang mit dem sich anbahnenden gesellschaftlichen Wandel (Übergang zu einer postindustriellen Gesellschaft)« – auch wenn sie Mitte der 1980er Jahre unter 2000 Schweizer Unternehmen »nur ein Dutzend Fälle elektronischer Fernarbeit ausfindig machen« konnten. (Vor allem problematische Fälle: »Isolation« war die Regel).[45]

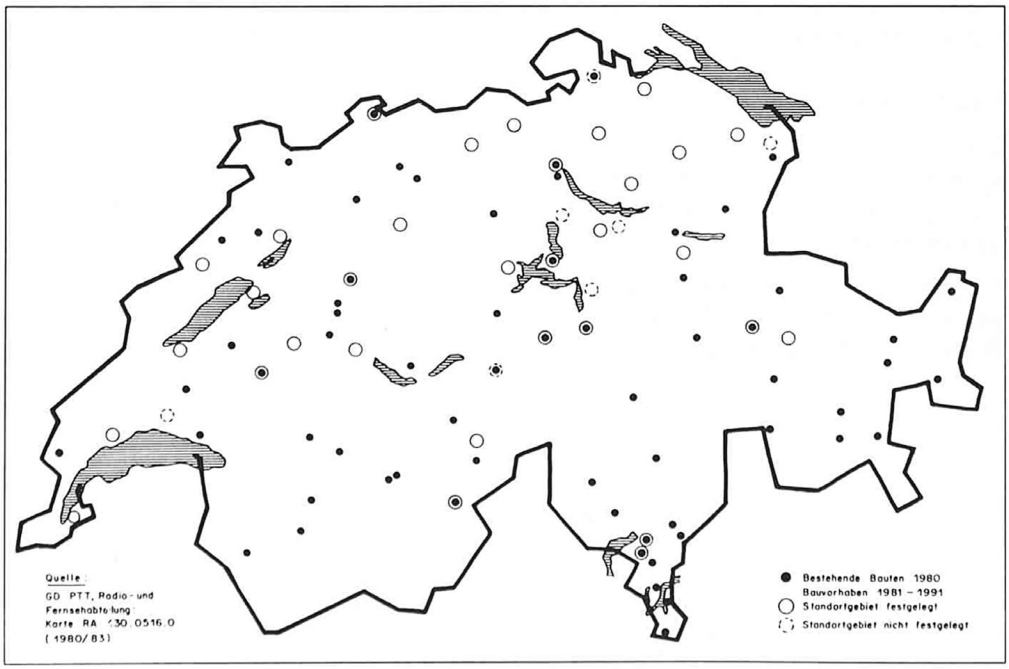
An Visionen, Konzeptpapieren sowie (alsbald) Modellversuchen zu Telearbeit, Telecommuting, Teleshopping, Telebanking usw. mangelte es nicht. Wer vom sanften Umbruch träumte, der oder die konnte sich etwa auf Manuel Castells berufen.[46] Oder auf diverse Studien der California Energy Commission. Oder auf den unvermeidlichen Alvin Toffler, der in *Die dritte Welle* (1980/1983) »electronic cottages« beschwörte. Oder, wie die Schweizerische Zentralstelle für Heimarbeit, auf Control Data Corporation (CDC), Minneapolis: »Neue Formen der Heimarbeit« (1983), Texterfassung statt Textilverarbeitung und Platinen-Bestückung.[47] Auch in der Schweiz wurde also experimentiert: im Lötschental (Wallis) entstand bereits 1975 ein »Datenerfassungszentrum« (1980 mangels Aufträgen wieder geschlossen); in Benglen bei Zürich entstand ein »Satellitenbüro«, betreut von MANTO (1983–1987); im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms »Arbeitswelt: Humanisierung und technologische Entwicklung« (1983–1989) wurden in »einer Schweizer Bergregion, der Surselva, eine Reihe von Entwicklungen in Richtung Telearbeit angeregt«; die Schweizer PTT selbst lancierte 1987 »Kommunikations-Modellgemeinden« (KMG), unter anderem in Disentis (Surselva), Brig (Oberwallis), Sierre (Unterwallis) und im Engadin (St. Moritz). Nicht zuletzt die Privatwirtschaft wurde aktiv, experimentierte: Alcatel STR (Standard Telephon und Radio Zürich); Winterthur Versicherungen; die SKA unterhielt zwischenzeitlich sechs Teleworkzentren auf der »grünen Wiese« (eines davon in Ilanz).[48]

Die anfängliche Euphorie verflog freilich zusehends. Das abschließende Urteil der MANTO-Forscher*innen blieb verhalten, wie auch dasjenige Joseph Hubers: »Der diesbezügliche allgemeine Befund ist eindeutig negativ. [...] Hoffnungen auf Einsparungen durch geringeren Büroflächenbedarf, weniger Verkehr und weniger Luftverschmutzung erfüllen sich nicht.«[49] Immerhin schien sich abzuzeichnen, dass die »neuen I&K-Techniken ›raumneutral‹ seien, daß sie also sowohl räumliche Zentralisierung als auch räumliche Dezentralisierung ermöglichen« würden.[50] Martin Rotach etwa, Leiter des MANTO-Projekts, hegte zumindest die Hoffnung, »daß der ›Gelbe Riese‹ [die PTT] nicht wegen der großen Kunden zuerst die wichtigsten Zentren verbindet, sondern den Berggebieten Priorität einräumt«.[51] Auch wenn Tarifpolitik der Schweizer PTT der peripheren Telearbeit ohnehin nicht besonders förderlich war – Stichwort: distanzabhängige Tarife –, sollten auch diese Wunschträume eher nicht eintreten: Der *service public* wurde tendenziell demontiert, ländliche Post- und Bankfilialen geschlossen; und die Einführung von Videotex, ein System das keine*r brauchte, im »vorpolitischen Raum mit den Lobbies ausgehandelt«, wie der Journalist Jürgen Frischknecht, Autor u.a. von *Wandert in der Schweiz solang es sie noch gibt* (1987), monierte.[52]

Wie dem auch sei: Die These der telematisch induzierten Wiederverländlichung, jene Freisetzung räumlicher Umbruchsphantasien, hat in der Computer-Historiografie (oder der der alpinen Randregionen) bislang wenig Beachtung gefunden. Und womöglich zurecht: Ein »Sturm im Wasserglas« sei der Trubel um die Telearbeit, urteilten schon Zeitgenoss*innen.[53] Und doch waren (offensichtlich) sehr gewichtige Fragen damit verbunden, nicht zuletzt die Hoffnung auf weniger Verkehr, weniger Energieverbrauch, weniger Autobahnen – dafür mehr individuelle Entfaltung und Selbstbestimmung ... Auch dieser Umbruch allerdings, so sahen das nicht wenige Kritiker*innen, wäre in jedem Fall nicht identisch mit Fortschritt. Nicht nur, dass Heimarbeit (zumal in den Bergen) ohnehin gar nicht so wirklich verschwunden war; die

Rückkehr ins Heim, in den Schoss der Familie, könnte sich für viele Betroffene, allen voran die Frauen, als Rückschritt entpuppen: »Mit der Möglichkeit zur elektronischen Heimarbeit wird bezahlte Büro-Arbeit von Frauen ›unter das Dach der Familie‹ zurückgeholt. Während Frauen ›draußen‹ in den Betrieben zu Hunderttausenden ihre Arbeitsplätze verlieren, dürfen einige – in Zukunft sollen es viele werden – ›drinnen‹ Unternehmerinnen spielen: Sie arbeiten am Heimcomputer auf eigenes Risiko, müssen Sozialabgaben und Arbeitsausfall selbst finanzieren und sie sollen ihre Kinder versorgen oder Hausarbeit erledigen, wenn der Computer mal eine Sendepause einlegt.«[54]

Bild 1. Bauten der drahtlosen Dienste der PTT, welche das Landschaftsbild beeinflussen



Hans Elsasser, Andreas Schraft: »Umwelt und Telekommunikation«, in: *Schweizer Ingenieur und Architekt* 40/103 (1985), S. 976–977, hier S. 976.

Auch die schwerelose I&K-Maschinerie der PTT würde das Landschaftsbild beeinflussen (wenn auch womöglich weniger drastisch als Autobahnen und Staumauern). Deutlich schlimmer, jedenfalls in den Augen des Landschaftschützers Hans Weiss, war, dass die Aufregung um die Telematik wichtige Ressourcen abzweigte: »Für die Erforschung und Entwicklung neuer Systeme, beispielsweise auf dem Gebiet der Telekommunikation, werden Hunderte von Millionen Franken jährlich ausgegeben. Fieberhaft wird daran gearbeitet, daß dank neuer Bürokommunikationssysteme, Videokonferenzen, Teleshopping, Teleconsulting und Telebanking dem ›total verkabelten Menschen‹ bald nichts mehr im Wege steht. Ein einziges größeres Forschungsprojekt hat sich unter dem Namen ›Manto‹ mit den möglichen Chancen und Risiken für Verkehr und Siedlung in der Schweiz befaßt. Sonst aber bestehen keine konzeptionellen Vorstellungen über die Inhalte dieser vom Staat kräftig unterstützten Tendenz. Wozu das letzten Endes alles gutes sein soll, weiß niemand. Für [...] die Erforschung der Auswirkungen von Tempolimiten auf Autostraßen und ähnliches werden viele Millionen ausgegeben. Datenbanken und Kartierungen über die Fauna und Flora sind aber erst in Erarbeitung. Lehrstellen über den wissenschaftlichen Naturschutz gibt es kaum oder höchstens als Nebenfach. [...] Die Situation ist paradox: Auf der einen Seite herrscht Akademikerüberfluß. Auf der anderen Seite sind zu wenig Fachleute da, welche die Natur kennen [...]. Es rächt sich heute mehrfach, wie einseitig an Universitäten und Technischen Hochschulen bis jetzt die technischen, physikalischen und chemischen Wissenschaften gegenüber der ökologischen Biologie, der Ingenieurbiologie und dem wissenschaftlichen Naturschutz vorgezogen wurde.«[55]



Ilse Lenz: »Frauenarbeits-Futurismus-Tango: Zum Einfluß der neuen Mikroelektronik-Technologien auf die Zukunft der Frauenarbeit«, in: *Neue Verhältnisse in Technopatria: Zukunft der Frauenarbeit*, Köln: Eigenverlag des Vereins Sozialwissenschaftlicher Forschung & Praxis für Frauen (1983), S. 75–91, hier S. 91.

Auch die Soziologin Ilse Lenz, Mitherausgeberin der Zeitschrift *Peripherie: Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt*, beschäftigte die historische Wiederkehr der *cottage industries*, die Bewegung »zurück ins Heim«, die »Auswirkungen der neuen Technologien auf die Frauen und ihre Chancen«. Aus guten Gründen, weil »Technopatria« sich zu Beginn der 1980er Jahre über immer größere Distanzen zu erstrecken begann: von den »Freien Produktionszonen« samt Frauenwohnheim in Südostasien hin zu den Randlagen westlicher Metropolen und – »wegen der niedrigen Lohnkosten« – sogar in die »ländlichen Kleinstädte«. »Zugleich verändert sich die bisherige Industriearbeit in ihrer *Form*, ihrem *Ort* und ihrer *Zeit*. An die Stelle eines auf einen Gegenstand orientierten, wenn auch entfremdeten Arbeitsprozesses, in dem die Menschen ihrem Produkt noch gegenüberstehen, tritt die Funktion der Kontrolle, die Distanz ermöglicht. Durch die Verknüpfung von automatisiertem Produktionssystem und Informations- und Datenverarbeitungssystem, die die Mikroelektronik erlaubt, können nun Arbeitsort und Beaufsichtigung (Supervision) getrennt werden. […] Zugleich ist ein deutlicher Trend zur Veränderung der Zeitstruktur festzustellen. Die hohen Kosten der neuen Technologien führen zu einer Renaissance der Schichtarbeit […]; Nachtarbeit ist regulär. […] Die Trennung von Heim und industrieller Produktion wird tendenziell aufgehoben […]. [D]a die neuen Technologien die rasche, jederzeitige Verfügbarkeit über die sie bedienende, kontrollierende Arbeitskraft sowohl ermöglichen als auch erfordern – die Heimterminals stehen in Wohn-, Schlaf- oder Arbeitszimmer und können sich Tag und Nacht entsprechend der rund um die Uhr erfolgenden Produktion oder Informationsverarbeitung ›melden‹ – könnte in dieser reellen Subsumtion die Arbeits- und Lebenswelt noch tiefergehend kapitalistisch geprägt und zergliedert werden als bisher.«[56]

Anmerkungen

1 Richard Weiss: »Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart«, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 4/58 (1962), S. 232–254, hier S. 238, 254.
2 Beat Kaufmann: *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton*, Zürich: Polygraphischer Verlag (1965), S. 95f.
3 Zitiert in Beat Kaufmann: *Die Entwicklung des Wallis vom Agrar- zum Industriekanton*, Zürich: Polygraphischer Verlag (1965), S. 153.
4 Siehe Jon Mathieu: *Die dritte Dimension: Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit*, Basel: Schwabe (2011) (= Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte (WSU)), insb. Kapitel 1.1 und 1.5; Zur Auswirkung von agrarpolitischen Maßnahmen wie der Förderung von rationell geführten Betrieben auf Bergbauernbetriebe in der Schweiz vgl. Rahel Wunderli: *Berglandwirtschaft im Strukturwandel: Bauern/Bäuerinnen aus Ursern (UR) und politische Institutionen während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Altdorf: Verlag Gisler Medien (2016), insb. S. 202–211.
5 Vgl. Matthias Schmelzer: »Entwickelter Norden, unterentwickelter Süden? Wissenseliten, Entwicklungshilfe und die Konstruktion des Westens in der OEEC und OECD«, in: *Comparativ: Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 5/25 (2015), S. 18–35.
6 Martin Schuler: »Migrationsentwicklung im schweizerischen Berggebiet«, in: Ernst Brugger (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht = Les Régions de montagne en mutation; le développement des régions de montagne en Suisse: autonomie et dépendance du point de vue économique et écologique*, Bern, Stuttgart: Haupt (1984), S. 353–371, hier S. 354.
7 »Bauern, Klosterfrauen, Alusuisse« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 52/53 (2. September 1981), S. 14.
8 Urs P. Gasche: *Bauern, Klosterfrauen, Alusuisse: Wie eine Industrie ihre Macht ausspielt, Beamte den Volkswillen missachten und die Umwelt kaputt geht. Eine wahre Schweizer Geschichte*, Gümligen: Zytglogge (1981), S. 9.
9 Arbeitsgemeinschaft Umwelt (AGU): *umdenken – umschwenken: Alternativen. Wegweiser aus der grosstechnologischen Zivilisation?*, Zürich: AGU (1975), S. L VI 3 (eigene Hinzufügung). Siehe hierzu Kim Förster: »Umdenken Umschwenken: Environmental Engagement and Swiss Architecture«, in: Farhan Karim (Hg.): *Routledge Companion to Architecture and Social Engagement*, Routledge: New York, London (2018), S. 271–288.
10 Siehe zu den »Bärglütli« Eva Locher: »›Keimzellen einer einfachen, gesunden, friedlichen Lebensweise‹: Zur Interaktion zwischen alten Lebensreformern und jungen Alternativen in der Schweiz in den 1970er Jahren«, in: Detlef Siegfried, David Templin (Hg.): *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980: Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert*, Göttingen: V&R unipress (2019), S. 151–171, insb. S. 164–169.
11 Ina-Maria Greverus, Erika Haindl (Hg.): *Versuche, der Zivilisation zu entkommen*, München: Beck (1983). Die Gruppe von Volkskundler*innen der Universität Frankfurt am Main besuchten im Rahmen ihrer Forschung zur Zivilisationsflucht insbesondere Schweizer Aussteiger*innen. Zur Schweizer Bergaussteiger*innenszene der 1980er Jahre siehe Markus Schütz: *Die Alp als Ort der Gegenkultur*, Lizentiatsarbeit Universität Basel (2010), https://www.zalp.ch/aktuell/suppen/suppe_2011_09_01/bilder/Die_Alp_als_Ort_der_Gegenkultur.pdf.
12 Flugblatt *Schweizer Armee und Alpen / l'armée suisse et les alpages* (o.J.), in: *Alparchiv* 4 (1988/1989), https://www.zalp.ch/downloads/flugblaetter_1988-89_300dpi.pdf.
13 Thomas Kleine-Brockhoff: »Mythen aus den Alpen«, in: *Die Zeit* 12 (1991), https://www.zeit.de/1991/12/mythen-aus-den-alpen.
14 Huldrych Blanke: »Psalm 37: drei Nachdichtungen – nachgeprüft«, in: *Neue Wege: Beiträge zu Religion und Sozialismus* 76/10 (1982), S. 289–297, hier S. 296.
15 Huldrych Blanke: »Psalm 37: drei Nachdichtungen – nachgeprüft«, in: *Neue Wege: Beiträge zu Religion und Sozialismus* 76/10 (1982), S. 289–297, hier S. 296–297.
16 »Alpfest 1991«, in: *z'alp* 1 (1991), S. 28–29, hier S. 28.
17 »Curciusa dem Leben erhalten – Feuer auf den Alpen am 11. August«, in: *z'alp* 0 (1990), S. 30–35, hier S. 35.
18 *Landschaftsschutz in der Schweiz 1982. Tätigkeit der SL*, Bern: Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz (1982), S. 5.
19 »Solidarität!« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 3 (Dezember 1974), S. 4.
20 »Müssen Walliser von den Arabern lernen?« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 12 (Juni 1976), S. 8.
21 *Landschaftsschutz in der Schweiz 1982: Tätigkeit der SL*, Bern: Schweizerische Stiftung für Landschaftsschutz (1982), S. 4.
22 Hans Weiss: *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis*, Zürich: Orell Füssli (1987), S. 106.
23 Siehe z.B. »Dossier Energie: Wasserzins am Beispiel Mattmark« (o.V.), in: *Rote Anneliese* 76 (14. September 1984), S. 6–7.
24 Hans Kienholz: »Naturgefahren: Eine zunehmende Bedrohung?«, in: Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli, Paul Messerli (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht*, Bern: Paul Haupt (1984), S. 563–588, hier S. 585.
25 Georges Grosjean: »Visuell-ästhetische Veränderungen der Landschaft«, in: Ernst A. Brugger, Gerhard Furrer, Bruno Messerli, Paul Messerli (Hg.): *Umbruch im Berggebiet: Die Entwicklung des schweizerischen Berggebietes zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit aus ökonomischer und ökologischer Sicht*, Bern: Paul Haupt (1984), S. 105–138, hier S. 110.
26 e.st.: »Ohne Bauern keine Zukunft in den Bergen«, in: *Rote Anneliese* 86 (24. Januar 1986), S. 9.
27 Wasserkraftnutzung im Laggintal, Stellungnahme der Konzessionsgemeinden, Juli 1982, BAR Dossier E8170D-01#2015-239#488, S. 1–2, 11.
28 Hans Schüpbach: »Historische Verkehrswege als attraktive Bereicherung der Wanderwegnetze«, in: *Anthos: Zeitschrift für Landschaftsarchitektur* 27/4 (1988), S. 30–34, hier S. 33.
29 Klaus Anderegg: »›Heimat‹ erfahrbar machen: Das Ecomuseum Simplon«, in: *NIKE-Bulletin* 18/2–3 (2003), S. 4–11, hier S. 8, 9.
30 Siehe Octave Debary: »Un entretien avec Hugues de Varine«, in: *Culture & Musées* 1/17 (2000) (Special issue: L'écomusée: rêve ou réalité), S. 203–210.
31 Richard Weiss: »Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart«, in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 4/58 (1962), S. 237.
32 Walther Ryser: »Bevölkerungsprobleme des Berggebietes«, in: *Schweizer Monatshefte: Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur* 45/3 (1965/1966), S. 213–218, hier S. 217.
33 Im Landwirtschaftsbericht 1976 wurde die »Brachlegung von Kulturland wurde als ›Gefahr für die landschaftsästhetische Entwicklung‹ bezeichnet«. Siehe Rahel Wunderli: *Berglandwirtschaft im Strukturwandel: Bauern/Bäuerinnen aus Ursern (UR) und politische Institutionen während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Altdorf: Gisler Medien (2016), S. 207.
34 Dieter Kramer: *Der sanfte Tourismus: Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen*, Wien: Bundesverlag (1983), S. 9.
35 Hans Weiss: »Rückschritt zum ›Steinzeitlichen Tourismus?‹«, in: *Plan: Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme* 33/11 (1976), S. 6–9, hier S. 7.
36 Hans-Ulrich Schlumpf an Alex Bänninger, 21. August 1975, Cinémathèque suisse, Abteilung Dokumentationsstelle Zürich, Fonds Hans-Ulrich Schlumpf, CSZ-013-01-08-02.
37 »Das Forschungsinstitut für Fremdenverkehr der Universität Bern« (o.V.), in: *Geographica Helvetica* 2/38 (1983), S. 92–94, hier S. 93.
38 Klaus Viedebantt: »23 Thesen«, in: *Die Zeit* 11 (8. März 1985), https://www.zeit.de/1985/11/23-thesen.
39 Jost Krippendorf: *Die Landschaftsfresser: Tourismus und Erholungslandschaft – Verderben oder Segen?*, Bern: Hallwag (1975), S. 9–10.
40 »Die Stadt der Arbeit« (o.V.), in: *Die Schweiz = Suisse = Svizzera = Switzerland: Offizielle Reisezeitschrift der Schweiz* 52/1 (1979), S. 30–39, hier S. 34.

41 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 7.
42 Huib Ernste, Carlo Jaeger: »Neuere Tendenzen schweizerischer Migrationsströme. Teil 2: Entstädterung in der Schweiz«, in: *Geographica Helvetica: Schweizerische Zeitschrift für Geographie* 1/42 (1987), S. 27–34, hier S. 29.
43 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 72.
44 Eike Ballerstedt, zitiert nach: Dieter Eißel: »Antithesen zum bürokratischen Kapitalismus: Chancen und Risiken dezentraler Steuerung der Wirtschaftspolitik im Kontext der neuen Informationstechnologien«, in: Udo Bullmann, Mike Cooley, Edgar Einemann (Hg.): *Lokale Beschäftigungsinitiativen: Konzepte. Praxis. Probleme*, Marburg: SP-Verlag (1986), S. 224–242, hier S. 230.
45 Gregor Dürrenberger: *Menschliche Territorien: Geographische Aspekte der biologischen und kulturellen Evolution* (1987) (= Dissertation ETH Nr. 8483), Vorwort, S. 144–145; Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 59.
46 Manuel Castells: *Towards the Informational City*?, Institute of Urban and Regional Development, University of California, Berkeley (1984) (= Working Paper Nr. 430).
47 https://www.bild-video-ton.ch/bestand/objekt/Sozarch_F_9048-003.
48 Einen Überblick bieten: Carlo Jaeger, Lisbeth Bieri: *Satellitenbüros: Eine soziotechnische Innovation. Hinweise zu Einführung und Organisation*, Zürich: vdf: Verlag der Fachvereine (1989).
49 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 10.
50 Huib Ernste, Carlo Jaeger: »Neuere Tendenzen schweizerischer Migrationsströme. Teil 2: Entstädterung in der Schweiz«, in: *Geographica Helvetica: Schweizerische Zeitschrift für Geographie* 1/42 (1987), S. 27–34, hier S. 34.
51 »ETH - Projekt Manto zur Schweizer Telekommunikation: Entscheidungsträger sind am Zug« (o.V.), in: *Computerwoche* (20. März 1987), https://www.computerwoche.de/a/eth-projekt-manto-zur-schweizer-telekommunikation-entscheidungstraeger-sind-am-zug, 1158897.
52 Jürg Frischknecht: »Von der Medienpolitik das Amen!«, in: *vt. Magazin für Bildschirmtext* 5/6 (1985), S. 27–31.
53 Joseph Huber: *Telearbeit: Ein Zukunftsbild als Politikum*, Opladen: Westdeutscher Verlag (1987), S. 59.
54 Michaela Huber: »Schöne neue Welt der elektronischen Heimarbeit?«, in: *Psychologie Heute* 5 (1984), S. 60–67, hier S. 61.
55 Hans Weiss: *Die unteilbare Landschaft: Für ein erweitertes Umweltverständnis*, Zürich: Orell Füssli (1987), S. 103–104.
56 Ilse Lenz: »Frauenarbeits-Futurismus-Tango: Zum Einfluß der neuen Mikroelektronik-Technologien auf die Zukunft der Frauenarbeit«, in: *Neue Verhältnisse in Technopatria. Zukunft der Frauenarbeit*, Köln: Eigenverlag des Vereins Sozialwissenschaftlicher Forschung & Praxis für Frauen (1983), S. 75–91, hier S. 80–81.

Weiterführende Literatur

Sarah Bennett Farmer: *Rural Inventions: The French Countryside After 1945*, New York: Oxford University Press (2020).

Kim Förster: »Umdenken Umschwenken: Environmental Engagement and Swiss Architecture«, in: Farhan Sirajul Karim (Hg.): *The Routledge Companion to Architecture and Social Engagement,* Routledge Taylor & Francis Group: New York, London (2018), S. 271–288.

Monika Gisler: *Wie die Umwelt an die ETH kam: Eine Sozialgeschichte der Umweltnaturwissenschaften*, Zürich: vdf Hochschulverlag (2020).

Eva Locher: »›Keimzellen einer einfachen, gesunden, friedlichen Lebensweise‹. Zur Interaktion zwischen alten Lebensreformern und jungen Alternativen in der Schweiz in den 1970er Jahren«, in: Detlef Siegfried, David Templin (Hg.): *Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980: Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert*, Göttingen: V&R unipress (2019), S. 151–171.

Markus Schütz: *Die Alp als Ort der Gegenkultur*, Lizentiatsarbeit Universität Basel (2010), https://www.zalp.ch/aktuell/suppen/suppe_2011_09_01/bilder/Die_Alp_als_Ort_der_Gegenkultur.pdf.